

CREDIT SUISSE

Bulletin

Seit 1895. Das älteste Bankmagazin der Welt. N° 3 / 2017

075360D



Good News

Die Welt ist besser als ihr Ruf

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA, DIE EINFACHSTE ART IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Gold ist die stärkste Währung seit 2001 vor Christus und damit ein grundsolides Investment für Menschen mit einem langen Anlagehorizont. Als grösster Banken unabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie in unseren Ladengeschäften in Zürich und Genf umfassend und stellen mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Degussa Barren und Anlagemünzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken Valorennummer. Darüber hinaus haben wir Sammlermünzen und emotionale Goldgeschenke für Sie vorrätig. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern. Informationen und Online-Shop unter:

**DEGUSSA-
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



ZITAT

«Pessimismus
hat noch keine
Schlacht
gewonnen.»



Dwight D. Eisenhower

POLITIK



Griechenland nach der Krise:
«Das Schlimmste liegt hinter uns», sagt
Ministerpräsident Alexis Tsipras (24.7.17).

ERNÄHRUNG

Millenniumsziel 1C der Vereinten Nationen

Die Zahl der Menschen, die sich nicht dauerhaft ausreichend ernähren können, ist seit 1990 um 216 Millionen auf heute 795 Millionen Menschen – und damit von 23,3 auf 12,9 Prozent der Weltbevölkerung – gesunken. Quelle: UN



WIRTSCHAFT

1590 000 Millionäre

Wachsender Wohlstand in China:

In China leben heute 1590000 Millionäre. 2021 werden es 73 Prozent mehr sein.

WIRTSCHAFT

Philanthropie «verändert die Entwicklungslandschaft wie nie zuvor», schreibt die OECD – 22,7 Milliarden Dollar wurden in den Jahren 2013 bis 2015 von Privaten gespendet, wobei allein 11,6 Milliarden von der Bill & Melinda Gates Foundation stammen. Die grössten Empfängerländer waren:

1. Indien, 2. Nigeria, 3. Mexiko,
4. Äthiopien, 5. Südafrika

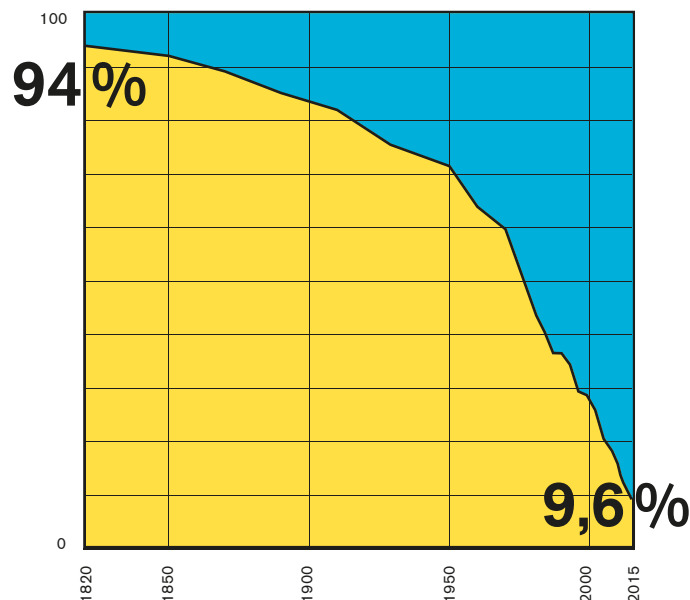
Quelle: OECD

STATISTIK

● Extreme Armut

1820 lebten 94 von 100 Personen in extremer Armut. Im Jahr 2015 sind es 10 Personen.

Quelle: Our World in Data/Max Roser



Quelle: Credit Suisse Global Wealth Report 2016

STATISTIK

● Demokratie

1%

Ein Prozent der Menschen lebten **1820** in demokratischen Verhältnissen.

56%

Im Jahr **2015** sind es 56 Prozent, nur noch 44 Prozent leben in undemokratischen Systemen.

● Impfstoffe

Bis **1960** gab es kaum Impfstoffe gegen die folgenden tödlichen Krankheiten:

Diphtherie Keuchhusten Wundstarrkrampf

2015 sind weltweit 86 Prozent aller Menschen gegen diese Krankheiten geimpft.



Quelle: Our World in Data/Max Roser

MANN & FRAU

Zeitraubende Handarbeit: amerikanische Hausfrau um 1900.



Gleichberechtigung

1900 haben **Frauen** in den USA **42,5 Stunden** Hausarbeit pro Woche erledigt, 2000 waren es **27,9 Stunden**.

1900 haben **Männer** in den USA **4,0 Stunden** Hausarbeit pro Woche erledigt, 2000 waren es **16,3 Stunden**.

Quelle: Valerie A. Ramey, Neville Francis (2009)

INTELLIGENZ

Seit Anfang des 20. Jahrhunderts nimmt der Intelligenzquotient der Menschen jährlich um **0,28 Punkte** zu, zwischen 1909 und 2013 sind die Menschen also **knapp 30 Punkte klüger** geworden.

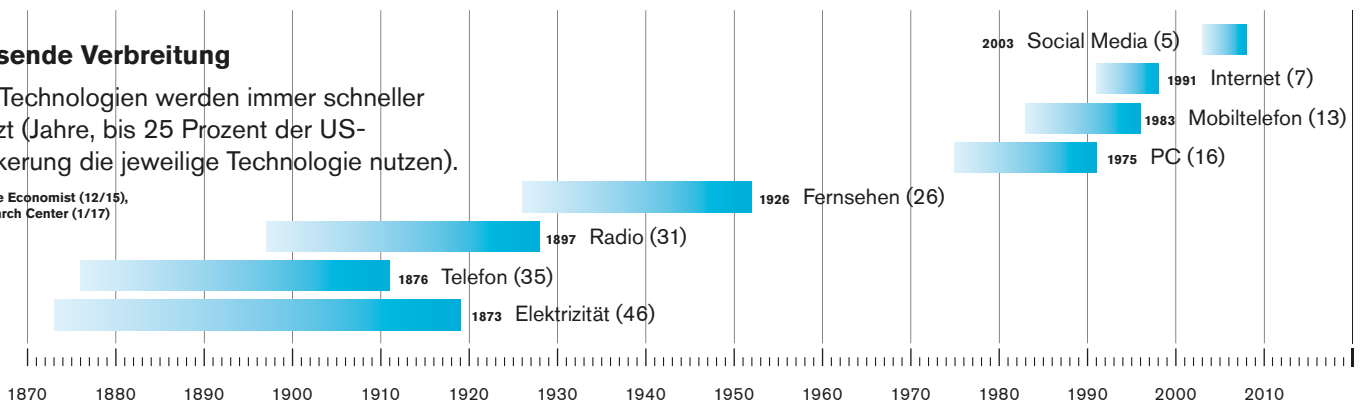
Quelle: Jakob Pietschnig, Martin Voracek

INNOVATION

● Rasende Verbreitung

Neue Technologien werden immer schneller genutzt (Jahre, bis 25 Prozent der US-Bevölkerung die jeweilige Technologie nutzen).

Quelle: The Economist (12/15), Pew Research Center (1/17)



Fotos: Dmitrii Kotin / Alamy Stock Foto; ullstein bild

Mehr Pandas, Amur-Tiger und weisse Störche

Die globale Lebenserwartung hat im letzten Jahrhundert markant zugenommen, speziell in Entwicklungsländern:

**1900 =
31 Jahre**

**1950 =
48 Jahre**

**2015 =
71,4 Jahre**

Quelle: WHO

Es soll nicht verschwiegen werden, dass manche Tierarten bedroht sind: Der Thunfischbestand zum Beispiel nimmt weltweit ab. Anderen Arten hingegen geht es erfreulich gut. Gemäss einem Bericht des WWF hat sich der Bestand des **Amur-Tigers**, der grössten Raubkatze der Welt, erholt. Eine aktuelle Zählung durch 2000 Spezialisten in der Wildnis Ostrusslands ergab 510 Exemplare, das sind 60 mehr als bei der letzten Zählung im Jahr 2005. Steigende Tigerzahlen seien ein sehr gutes Zeichen und sprächen für eine intakte Umwelt, heisst es beim WWF.

Dessen «Wappentier», der **Pandabär**, wird nicht mehr auf der Roten Liste der Weltnaturschutzorganisation IUCN geführt und gilt nicht mehr als vom Aussterben bedroht (aber noch als «vulnerable», gefährdet). Der Grund dafür sind nicht zuletzt Aufforstungen von Bambuswäldern in China.

Und auch die Population des **Orientalischen Weissstorchs** in der japanischen Stadt Toyooka nimmt zu. 1971 galt das Tier als ausgestorben, die wachsende Stadt hatte es verdrängt. Mit sechs Storchenküken als Geschenk Russlands begannen Biologen mit der Wiederansiedlung der grossen Vögel. Heute leben rund 100 Tiere in freier Wildbahn. Eberhard Brandes vom WWF Deutschland sagte der Zeitschrift «Natur»: «Das Aussterben vieler Arten ist kein unabwendbares Schicksal. Es liegt in unserer Hand.»

Der Panda ist nicht mehr vom Aussterben bedroht.

DETAILHANDEL

1750 war eine Banane so teuer wie ein Reitpferd und galt als absolutes Luxusprodukt.

Quelle: Nicholas Boyle / NZZ

Journalisten werden konstruktiv

Menschen schätzen die Weltlage zu negativ ein, weil Medien überproportional auf «Bad News» setzen – so lautet eine gängige These (siehe auch Seite 12). Aber es gibt Gegenbewegungen. Am internationalen Impact Journalism Day pflegen 50 Medien einen bewusst lösungsorientierten, konstruktiven Journalismus (die Schweizer Vertretung ist gross: «Tages-Anzeiger», «la Regione», «24 heures», «Tribune de Genève» und als erster TV-Sender das Schweizer Fernsehen).

Im Internet gibt es verschiedene Medien, die nur über Gutes berichten, wie nur-positive-nachrichten.de oder der Youtuber

Medien setzen auf «Bad News».

Tom Tastisch in Deutschland. Positive.news ist eine globale Journalistenkooperative, seit 1993 in Betrieb, die auch ein Printmagazin herausgibt, gleich wie

positivenewsus.org. Thebetterindia.com vermeldet Gutes in und aus Indien, noticiaspositivas.org richtet sich an ein spanisch-sprechendes Publikum, und dailygood.org ist ein amerikanisches College-Projekt, das bereits seit 1998 online ist. Die nicht so schöne Nachricht: Keines dieser Medienprojekte scheint wirklich ein grosses Publikum zu erreichen.

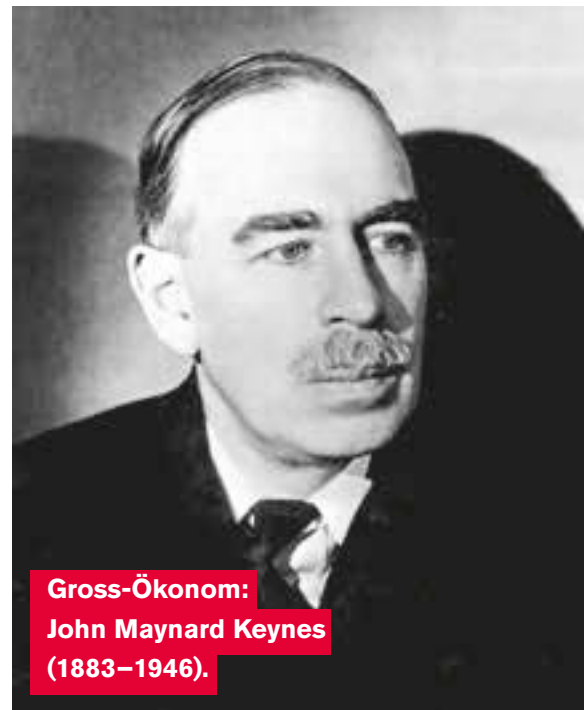
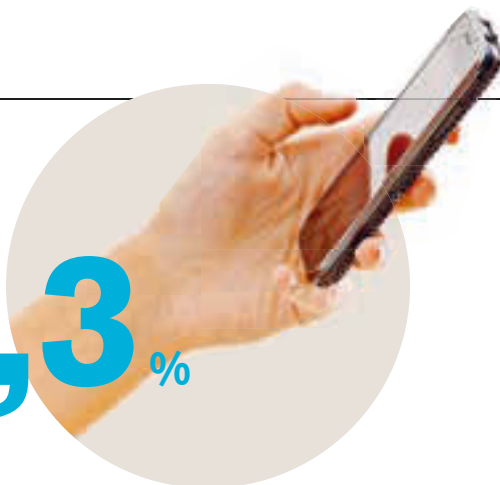
KOMMUNIKATION

+42,3%

Smartphone

2009 besaßen 237 Millionen Menschen ein Smartphone – 2016 waren es 2800 Millionen (jährliches Wachstum: 42,3 Prozent).

Quelle: Morgan Stanley Research



Gross-Ökonom:
John Maynard Keynes
(1883–1946).

Der Lauf der Dinge

«Ich möchte voraussagen, dass der Lebensstandard in den fortschrittlichen Ländern in hundert Jahren vier- bis achtmal so hoch sein wird wie heute. Selbst im Lichte unseres heutigen Wissens hätte dies nichts Überraschendes. Es wäre aber auch nicht unsinnig, mit der Möglichkeit eines noch viel rascheren Fortschritts zu rechnen.»

Dieses Zitat stammt von John Maynard Keynes, einem der bedeutendsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts, und findet sich im Aufsatz «Economic possibilities for our grandchildren», den er 1928 verfasst und dann im Laufe der folgenden zwei Jahre an verschiedenen Orten in England vorgetragen hat. Veröffentlicht wurde der Aufsatz im Oktober 1930 – zu einer Zeit also, als die Weltwirtschaft bereits tief in der Grossen Depression steckte. Keynes ging es mit diesem Aufsatz, wie er sagte, um «the true interpretation of the trend of things».

Quelle: John Maynard Keynes, «Economic Possibilities for our Grandchildren (1930)», in Essays in Persuasion (New York: Harcourt Brace, 1932).

Ebola

«Wir erklären heute das Ende des Ebola-Ausbruchs in Liberia und zugleich, dass damit alle bekannten Infektionsstränge in Westafrika gestoppt wurden», sagte der Abteilungsleiter für Risikomanagement bei der WHO, Rick Brennan, Anfang 2016. Laut WHO ist ausserdem eine Ebola-Impfung weit in der Entwicklung fortgeschritten und zeigt sehr gute Testresultate. Die Wirksamkeit sei «fast hundertprozentig».

Quelle: Die Welt, WHO

«Ein Pessimist sieht die Schwierigkeit in jeder Möglichkeit, ein Optimist sieht die Möglichkeiten in jeder Schwierigkeit.»

Winston Churchill **1**

«Man lebt nur einmal. Doch wenn man es richtig anstellt, reicht das vollauf.»

Mae West **2**

«Jeder Erfolg im Leben ist die Folge eines blindwütigen Optimismus.»

Sylvester Stallone **3**

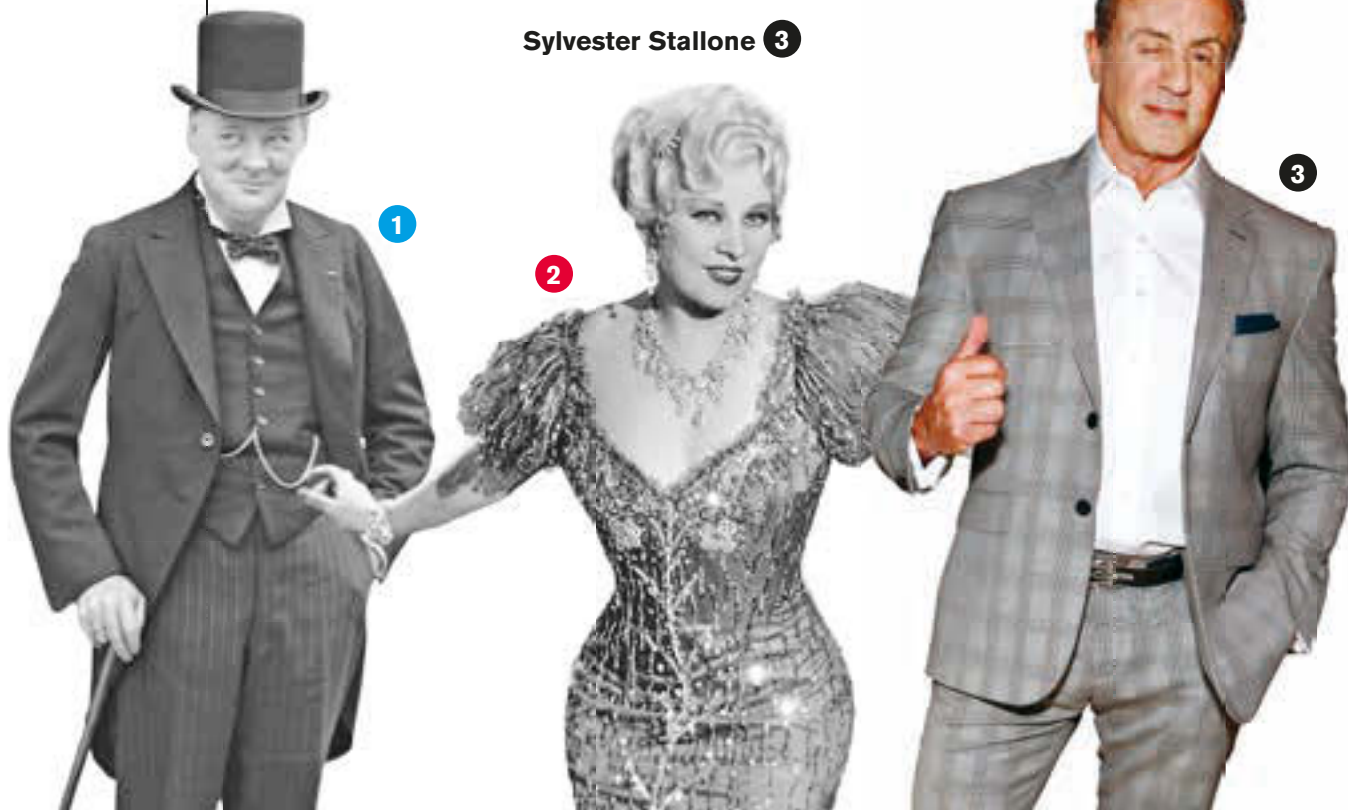
6,5

Billionen Wachstum

Woher kommt das weltweite Wachstum in den nächsten drei Jahren? Die Weltwirtschaft soll in dieser Zeit um 6,5 Billionen Dollar wachsen. Davon entfallen:

- 35% auf China
- 18% auf die USA
- 9% auf Indien
- 8% auf die Eurozone

Quelle: IMF und Weltbank





Like!

Im Facebook-Zeitalter ist die Faust mit dem nach oben gestreckten Daumen ein Zeichen der Zustimmung und eine wichtige Währung auf dem Marktplatz der Social-Media-Selbstdarstellung. Dass «Daumen hoch» auf die römischen Gladiatorenkämpfe zurückzuführen ist, wo das Publikum damit anzeigen konnte, dass das Leben des unterlegenen Kämpfers zu verschonen sei, ist wohl eher ein Missverständnis: Historiker vermuten, dass der Daumen Symbol für das Schwert war und das Strecken des Daumens nach oben bedeutete, der Kämpfer solle getötet werden. Der Daumen in der Faust bedeutete hingegen «Schwert in die Scheide», das Leben des Kämpfers solle verschont werden. Im frühmittelalterlichen England sollen die Bogenschützen mit dem Daumen angezeigt haben, dass sie bereit für die Schlacht sind.

Sowieso scheint «Thumbs up» eine Geste mit recht kriegerischer Vergangenheit zu sein: Im Zweiten Weltkrieg zeigten amerikanische Piloten dem Bodenpersonal so an, dass sie bereit zum Start sind. Heute ist der gestreckte Daumen in manchen Gebieten der Erde zwar positiv und bedeutet «Gut gemacht!» oder zeigt Zustimmung an. In manchen arabischen Ländern hingegen ist es eine obszöne Geste, die man als Gast besser vermeiden sollte. Und in Afghanistan, Australien oder Nigeria ist es eine massive Beleidigung.

Fazit: Die vermeintlich positive Geste hat eine ziemlich bewegte Karriere hinter sich.



Thums Up heisst die beliebteste Cola in Indien – warum im Namen ein b fehlt, ist nicht überliefert.

Jahre, die es braucht, um medizinisches Wissen zu verdoppeln.

1950
=
50
Jahre

1980
=
7
Jahre

2010
=
3,5
Jahre

Basiert auf der Auszählung wissenschaftlicher Artikel.

Quelle: Peter Densen

Als alles farbig wurde
Chris Stepp, 66, aus Texas ist seit Geburt farbenblind. Zu seinem Geburtstag macht ihm seine Familie dieses Geschenk: eine Medizinal-Sonnenbrille, die es ihm ermöglicht, Farben wahrzunehmen. Er setzt sie auf und ist tief gerührt. Auf YouTube gibt es unzählige Varianten dieser Geschichte, millionenfach geklickt, und jedes dieser Videos rührt zu (Freuden-)Tränen.



Flüchtlinge verschönern Grundschule

20 junge Männer aus dem Irak, Syrien, dem Iran und Afghanistan flohen vor Krieg, Terror und Tod nach Deutschland. Aus Dankbarkeit für die Aufnahme haben sie in Fronarbeit eine Schule in Berlin-Heiligensee renoviert.



Affen leisten Erste Hilfe
Der chilenische Tourist Maykool Acuña, 25, verirrte sich im Regenwald des bolivianischen Nationalparks Madidi. Als Rettungskräfte den Mann neun Tage später fanden, sagte er, dass er nur überleben konnte, weil ihm Affen Früchte brachten und den Weg zum Wasser zeigten.



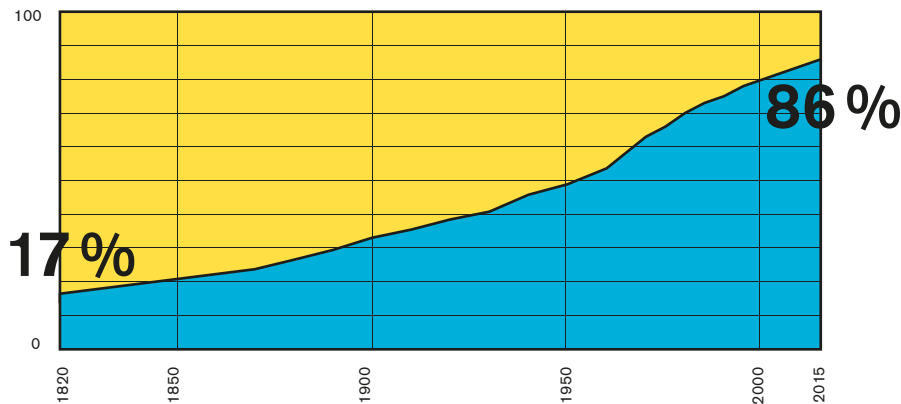
Quellen: nur-positive-nachrichten.de; Berliner Zeitung; National Geographic

Fotos: Winslow Productions/Tetra Images/Alamy Stock Foto; Thomas Uhlemann

STATISTIK

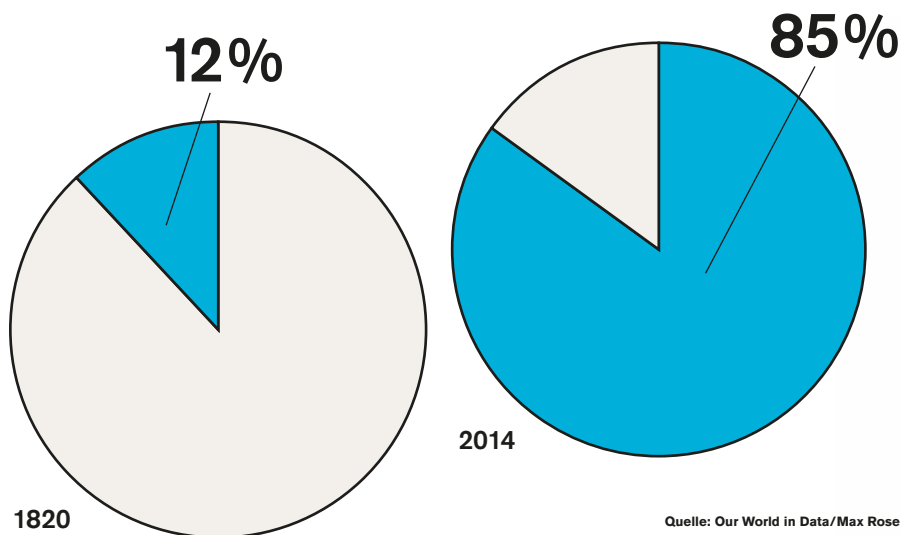
● Bildung

Im Jahr 1820 hatten bloss 17 Prozent der Menschen eine Grundschulbildung oder mehr, 83 Prozent hatten überhaupt keine Ausbildung. 2015 haben weltweit 86 Prozent eine Basisbildung oder mehr, 14 Prozent sind ohne Bildung.



● Alphabetisierung

1820 konnten bloss 12 Prozent der Menschen lesen. 2014 sind 85 Prozent dazu in der Lage, 15 Prozent können nicht lesen.



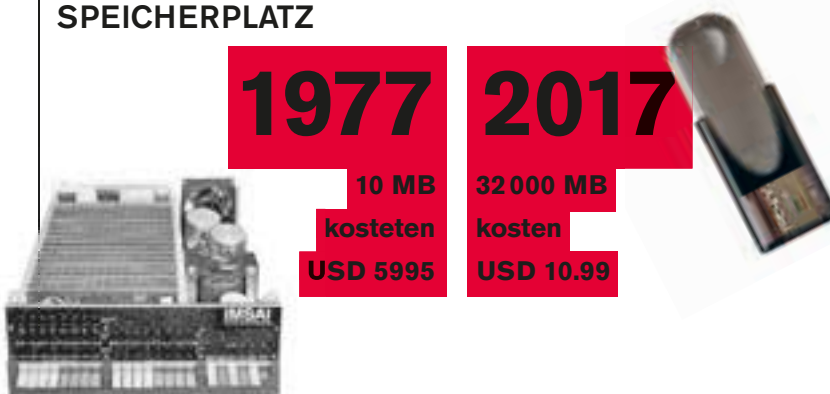
Quelle: Our World in Data/Max Roser

GAMING

Spielglück

Eine Studie der University of Wisconsin-Madison zeigt, dass Pokémon-Go-Spieler glücklicher, friedlicher und positiver sind als Menschen, die nicht spielen.

SPEICHERPLATZ



MUSIK

Aufschwung

Die amerikanische Musikindustrie wuchs im letzten Jahr um 11 Prozent nach 16 Jahren mit jährlich 4 Prozent negativem Wachstum.

Quelle: Wired 12/16

MENSCHEN

Innovative Immigranten
In den USA wurden etwa 60 Prozent der wertvollsten Tech-Firmen wie Apple, Alphabet, Amazon oder Facebook von Erst- oder Zweitgeneration-Amerikanern gegründet.

Quelle: CapIQ



INTERNET

2000 hatten **415 Millionen** Menschen Zugang zum Internet.

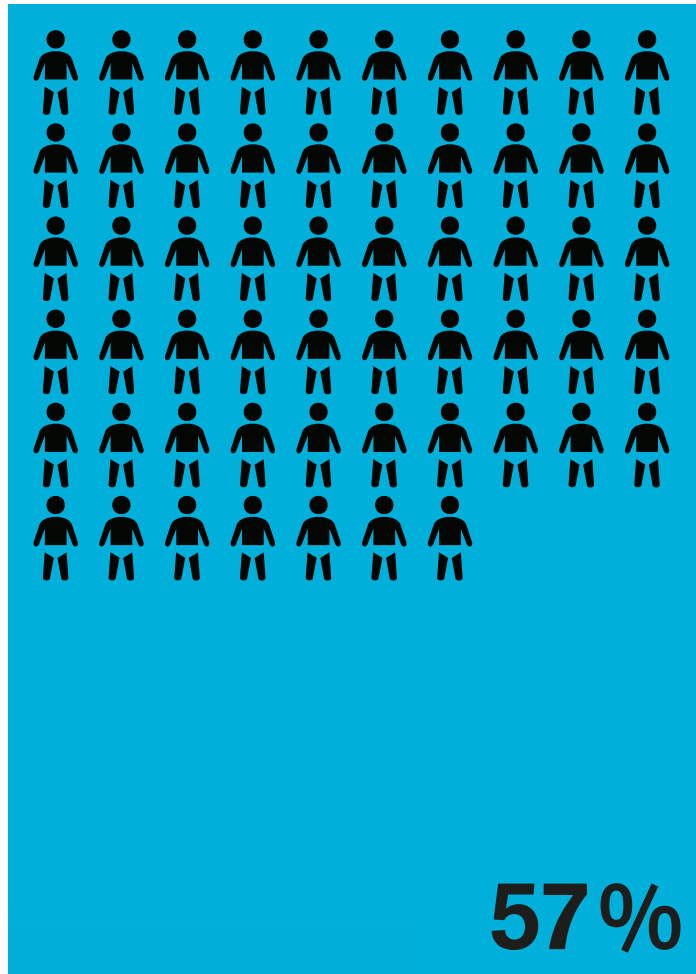
2016 waren es **3424 Millionen**.
Jährliches Wachstum: 13,22 Prozent.

Quelle: internetlivestats.com

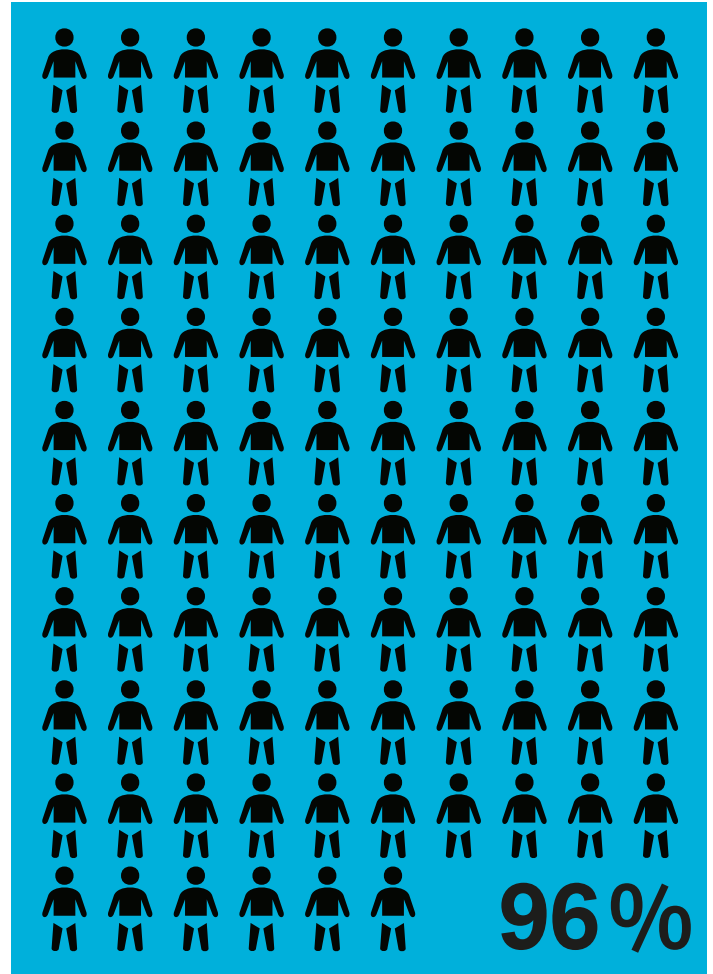
● **Überlebensrate Kinder**

1820 haben nur 57 Prozent der Kinder die ersten fünf Jahre überlebt. Heute werden 96 Prozent aller Kinder älter als fünf Jahre.

1820



2015



Quelle: Our World in Data/Max Roser

AUTOMOBIL



1982

2012

Länge (m):	3,6
Leergewicht (kg):	740
PS (Basismodell):	45
Verbrauch (l/100 km):	7,5
Preis (Basismodell, €):	6774*
* = 11 577, kaufkraftbereinigt	

Länge (m):	4
Leergewicht (kg):	1130
PS (Basismodell):	70
Verbrauch (l/100 km):	5,5
Preis (Basismodell, €):	11 825

13 250 D-Mark musste man im Februar 1983 für das Basismodell Opel Corsa 1.0 S mit 45 PS bezahlen. Das würde heute einer Kaufkraft von 11 577 Euro entsprechen. Den heutigen Basis-Corsa bekommt man ab 11 825 Euro. Der kleine Opel ist also im Vergleich kaum teurer als das erste Modell in den Achtzigern.

Quelle: Focus

KULTUR

Museumsboom

2005 gab es 2300 Museen in China, 2015 waren es schon 4510. Auch in der Schweiz haben die Besucherzahlen um knapp 30 Prozent zugenommen (2006 bis 2014), gleich viel wie die der drei grössten Museen in London (2004 bis 2016). Der Louvre in Paris, das meistbesuchte Museum der Welt, rechnet mit 30 Prozent Wachstum bis 2025.

Quelle: Statista, Verband der Museen der Schweiz, Association of Leading Visitor Attractions, arnet



An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

1 – Nannette Hechler-Fayd'herbe

Die Leiterin von Investment Strategy and Research bei der Credit Suisse verteidigt den Ruf der Millennials. Die Generation, die 30 Prozent der Weltbevölkerung ausmacht, sei engagiert, selbstständig und technologisch aufgeschlossen, so die zweifache Mutter. *Seite 16*

2 – Frederic Spohr

Der Südostasien- und Indien-Korrespondent des «Handelsblatts» besuchte Vietnam und berichtet über dessen rasanten Aufstieg. Seit Jahren reist Frederic Spohr regelmässig in das 93-Millionen-Land. Er sagt: «Ich muss mich jedes Mal neu orientieren. Wo vor Kurzem noch ein Reisfeld war, steht jetzt ein Hochhaus.» *Seite 26*

3 – Jason Michael Lang

Der kalifornische Fotograf zählt laut der Branchenplattform «Complex» zu den 25 besten Reisefotografen der Welt. Er reiste mit Spohr nach Vietnam und war fasziniert vom Kontrast zwischen Moderne und Tradition. *Seite 26*

4 – Erwin Wurm

Der 1954 geborene Österreicher ist einer von neun Künstlerinnen und Künstlern, die wir für diese Ausgabe um einen Beitrag zum Thema «Das Leben ist schön» gebeten haben. Wurm, der zurzeit im österreichischen Pavillon an der Biennale in Venedig zu sehen ist, zählt zu den erfolgreichsten Künstlern der Gegenwart. Bekannt ist er unter anderem für seine humorvollen, «aufgeblähten» Plastiken und für seine Alltagsskulpturen, die Menschen in einem überraschenden Zusammenhang zeigen. *Seite 52*

Cover-Foto: Mohd Rasfan/AFP

Interessieren Sie sich für gute Nachrichten?

Dieses Bulletin beginnt mit einer Zeitung, wie sie am Kiosk nicht zu kaufen ist: den «Good News». Dahinter stehen zwei Gedanken.

Erstens wollen wir zeigen, dass es entgegen der weitverbreiteten Meinung ausgesprochen gut um die Welt bestellt ist. 1820 lebten 94 von 100 Personen in Armut, im Jahr 2015 waren es noch 10 Personen. Alphabetisierungsrate, Bildung, Impfungen, Gleichberechtigung, Zugang zum Internet: Überall bewegen sich die Entwicklungskurven in die richtige, sprich bessere Richtung.

Zweitens sind diese «Good News» ein Selbsttest: Würden Sie eine Zeitung voller guter Nachrichten kaufen? Warum der Mensch es bevorzugt, schlechte Nachrichten zu konsumieren, zeigt der Artikel auf Seite 12.

In diesem Bulletin wollen wir trotzdem versuchen, Sie überwiegend mit positiven Geschichten zu informieren. Wir sind auf Reportage in Vietnam, einem Land, das in kürzester Zeit rasant aufgestiegen ist (Seite 26), wir porträtieren ein erfolgreiches Fintech-Start-up in Nigeria (Seite 25) und wir treffen Urs Hölzle, Mitarbeiter Nummer 8 von Google und vom Schweizer Fernsehen als «wichtigster Schweizer im Silicon Valley» bezeichnet (Seite 44).

Nicht alles auf der Welt ist gut. Der weltweite Terrorismus hat seit 2000 markant zugenommen. Knapp 800 Millionen Menschen haben zu wenig zu essen. Ungleichheit und Korruption nehmen vielerorts zu. Die Erde erwärmt sich weiter. Vom schlechten Lauf der Dinge hört man täglich, und auch wir werden wieder darüber berichten. Doch diese Ausgabe soll im Geist der Holocaust-Überlebenden Hannah Pick-Goslar stehen (siehe Seite 62), die sagt: «Gott sei Dank, kann ich lachen. Es gibt genug Leute, die ständig jammern.»

Wir wünschen eine spannende Lektüre.
Ihre Redaktion

DIE SCHWEIZER WOHNHAUS ARCHITEKTEN



ARCHITEKTUR EINFAMILIENHAUS MEHRFAMILIENHAUS UMBAU/RENOVATION



Wir bauen nach Ihren Vorstellungen Ihr individuelles Traumhaus!

Lassen Sie sich persönlich beraten - wir freuen uns auf Sie!

BAUTEC AG ■ www.bautech.ch ■ info@bautech.ch ■ 032 387 44 00

BAUTEC

Inhalt

I Good News
Die Zeitung mit nur guten Nachrichten.

I2 Bad News
Unsere Sehnsucht nach dem Guten bleibt unerfüllt.

I6 Besser als ihr Ruf
Warum die Millennials für eine bessere Welt sorgen könnten.



I8 Das nächste grosse Ding
Was die Menschen von der Technologie demnächst erwarten können.

22 Nachhaltig investieren
Falko Paetzold erklärt den Trend zum verantwortungsvollen Anlegen.

25 Madame Flora und der Wels
Ein Fintech-Start-up für KMU in Nigeria.



26 Der grosse Aufstieg
Vietnams Erfolgsgeschichte ist ein Beleg für die Kraft der Marktwirtschaft.

38 Vom Bauern zum Millionär
Der Aufschwung der Schweiz in 100 Jahren und 6 Grafiken.

40 Gelassenheit der Unternehmer
Schweizer Wirtschaft: vom politischen Getöse unbeeindruckt.

4I Mehr Innovation, mehr Wohlstand
Nehmen die Maschinen den Menschen die Arbeit weg? Nein!

44 Urs Hölzle
Der Liestaler ist die Nummer 8 bei Google und spricht über die Segnungen des Fortschritts.

52 La vita è bella
Portfolio: neun Künstler und ihre Sicht auf den Optimismus.

62 «Ich musste überleben»
Hannah Pick-Goslar über ihre Jugendfreundin Anne Frank und Menschlichkeit im Konzentrationslager.



68 «Scheitern ist natürlich»
Die Psychologin Carol Dweck über den richtigen Umgang mit Rückschlägen.

7I Leserbrief / Impressum

72 Letzte Seite
Test: Wie voll ist Ihr Glas?



Moderne Zauberlehrlinge:
Software komponiert Musik.
Seite 18.

GREATEST CRASH in
WALL STREET History

DAILY MAIL, 25.10.1929

EIN BLITZ-
SCHLAG

NZZ, 18.6.2017

la crociera
della morte

LA REPUBBLICA, 14.1.2012

Die Welt in Angst!

BILD, 12.11.2001

hay 20.000 nuevos

UN TRAGICO
BILANCIO

IL GAZZETTINO, 8.11.1998

Drama auf Zürisee

Fran (20)

Massive icebergs
off Antarctic glacier

L'ÉQUIPE,
14.11.2015

L'Horreur

ATTACK on
DEMOCRACY

DAILY MIRROR,
23.3.2017

Schweiz
Vot

BLICK, 26.8.2005

VENGEANCE
AT LAST!

NEW YORK POST,
2.5.2011

de
violence

THE IRISH, 4.8.2008

Sehnsucht nach dem Guten

Und warum uns schlechte Nachrichten trotzdem am meisten Freude bereiten.

Von Urs Willmann

Passen Wunsch und Wirklichkeit nicht zusammen, ist fast immer die Wirklichkeit schuld. Sie will partout nicht so, wie wir es gerne hätten. Die Firma zahlt keinen Bonus aus, das Wetter bleibt grau und nass, der Lieblingsverein spielt weiter in der zweiten Liga.

Manchmal aber liegt es auch am Wunsch. Der Wunsch, den Publizistikwissenschaftler immer wieder erfragt haben: Was möchten Menschen in den Medien erfahren? Die Einhelligkeit der Antworten über Jahrzehnte hinweg ist schon fast bizarr. Mehr positive Berichterstattung, mehr erfreuliche Meldungen wünschen sich gleichermaßen Zeitungsleser wie Fernsehzuschauer. Was in deutschen TV-Nachrichten zu sehen ist, so ergab eine Forsa-Umfrage, ist für die Hälfte der Befragten zu negativ, 80 Prozent erhoffen sich angeblich, dass der Journalismus mehr Lösungsansätze zeige, anstelle der Düsternis. «Die Sehnsucht nach positiver Berichterstattung scheint gross zu sein», sagt der Hamburger Medienwissenschaftler Thomas Hestermann.

Das will keiner hören

Es gibt, als Folge davon, die Debatten um «positiven Journalismus» und um «konstruktiven Journalismus» – beide wollen, dass die Informationswelle, die uns täglich erreicht, endlich erbaulicher klingt. Schliesslich sei die Welt ja nicht so schlecht, wie Medien sie darstellten. Während in den Nachrichten Kriege toben, Stürme wüten und Pole schmelzen, die Überbevölkerung voranschreitet und Finanzkrisen die Märkte erschüttern, entwickeln sich die Dinge weltweit zum Positiven: Die Armut sinkt fast überall, die Lebenserwartung steigt, weniger Kinder sterben, die weltweite Alphabetisierungsrate ist auf Rekordniveau.

Bloss will das keiner hören. Als positive Tatsache mag die geografisch-gesellschaftliche Erfolgsmeldung erwünscht sein, in Umfragen zumindest – als Nachricht aber ist uns das Gegenteil lieber. Es gibt das zynische Journalisten-Bonmot «Bad News ist Good News». An diesen Satz halten sich die Konsumenten genauso. Seit Auflagezahlen errechnet und Quoten ermittelt werden,

bestimmen sie als Nachfrager das Angebot mit. Auf Focus Online lässt sich Tag für Tag nachverfolgen, welche Meldungen in den vergangenen 24 Stunden am häufigsten angeklickt wurden: Das Resultat passt nie zu dem von der Publizistik eruierten Leserwunsch nach Positivem. Auch nicht am 3. Juli dieses Jahres: In den Top Ten landen die 18 Toten auf der Autobahn A9, der Konflikt im Südchinesischen Meer, Erdogans rechte Schlägertruppe, die Nordkorea-Krise, ein Auto, das gegen eine Brücke knallte, und die Dogge, die fast eine Frau totbeisst. Fröhlichkeiten aus Wimbledon und eine RTL-Moderatorin, die sich experimentell 75 Kilo anfrass, halten sanft dagegen.

Das Besondere interessiert

Sogar dort, wo der Konsument selber zum Weiterverteiler von Nachrichten wird, überwiegt die Liebe zu Bad News: Facebook, Twitter und Co. haben die Verfügbarkeit von aktuellen Informationshappen massiv erhöht. Von einem Terroranschlag erfahren wir noch schneller – und die Nachricht davon sprudelt aus allen Richtungen auf uns ein. Die Zunahme der Frequenz hat die Hektik erhöht – nicht aber die Verteilung. Das Schlimmste verteilt sich auch über die Neuen Medien am effizientesten. >

Journalisten verstehen sich als Seismografen für Fehlentwicklungen. Es liegt in der Natur ihres Berufs, dass sie lieber berichten, wo die Ordnung gestört ist, als dass sie als Chronisten vom Wiederaufbau nach Krieg und Katastrophe erzählen. Eine Meldung, die besagt: «Alles in Ordnung», ist in der Regel keine Nachricht. Dagegen sei Negativismus ein «Aufmerksamkeitsfaktor erster Güte», sagt der Winterthurer Medienprofessor Vinzenz Wyss. Journalisten verhalten sich da aber keineswegs anders als die Menschen im Alltag. Die erzählen sich genauso Geschichten über das Irritierende, über all das, was vom Normalen abweicht: «Das sind nun mal eher negative Irritationen wie Machtmissbrauch, Bedrohung, Schaden und Ähnliches», sagt Wyss. Die Tatsache, dass glücklicherweise jeden Tag die Sonne aufgeht, «gibt in der Öffentlichkeit als Gesprächsstoff wenig her».

Sein Hamburger Kollege Hestermann pflichtet ihm bei: «Uns interessiert eben das Besondere, nicht das Alltägliche. Der Pilot, der sein Flugzeug zum Absturz bringt, macht Schlagzeilen, nicht derjenige, der seine Maschine sicher landet.»

Der Begriff des *negativity bias* verrät, was daraus resultiert. Er erklärt die Neigung eines Rezipienten, negativen Phänomenen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Auch wenn Ereignisse ähnlich intensiv sind und in ähnlichem Mass emotional berühren:

Negatives hat deutlich grösseren Einfluss auf unser psychologisches Befinden als Neutrales oder Positives. Daher mag dieser Negativeffekt der Grund sein für jene Ignoranz, die Forscher der schwedischen Stiftung Gapminder gemessen haben. Sie entwickelten vor drei Jahren den «Ignorance Test» und belegten damit eindrucksvoll, dass die allermeisten Menschen im Westen nicht wahrnehmen, wie schnell und tiefgreifend sich die Welt zum Besseren verändert. So glaubte im Test die Hälfte, die extreme Armut habe sich weltweit verdoppelt. In Tat und Wahrheit hat sie sich seit 1990 halbiert – was aber nur 30 Prozent der Deutschen und nur 7 Prozent der Amerikaner wissen. Die Liebe zu Bad News sorgt womöglich dafür, dass wir uns ein schlechteres Bild der Realität aneignen.

Wie aber kommt es überhaupt zum *negativity bias* und zu unserer Leidenschaft für die schlechte Nachricht? Die Antwort liegt in der Evolutionsgeschichte. Auf nichts reagieren wir intensiver als auf Gefahr. Der Anblick von Spinnen und Schlangen löst bei den meisten Menschen den schnellstmöglichen Reflex aus –

eine heftige und rasante Reaktion, die sich ereignet, bevor wir überhaupt denken können. Gehirnareale wie die Amygdala sind daran beteiligt, wenn unser Organismus schneller aktiv wird, als unser Intellekt es ihm rational anraten kann. Unüberlegte, instinktive Reaktionen haben Millionen unserer Vorfahren in grauer Urzeit das Leben gerettet. Hätten sie als blitzgescheite Denker die Schlange, den Löwen oder den Skorpion erst analysiert, dann abgewogen und schliesslich ihr Gegenüber in die Kategorie «Gefahr» eingeteilt – sie hätten ihre Gene nicht in die Neuzeit weitergegeben.

Körpereigene Drogen

Dem Signal von der Gefahr einst in der Wildnis entspricht in der Moderne die schlechte Nachricht in der «Tagesschau». Der Krieg im Irgendwo, die Seuchen auf dem Weg zu uns, Schadstoffe in Gurken und Eiern sind die Dinge, die unsere Gemüter in Aufruhr versetzen. Die News als Warnung vor Gefahr erklären aber noch nicht, warum uns die schlechte Nachricht am liebsten ist. Es sind Drogen, die diesen Effekt verursachen – körpereigene Drogen.



Karachi hijab

Influenza

In unserem Kopf haben wir ein Belohnungszentrum. Auf hormonellem Weg erzeugt es Wohlgefühl – honoriert uns, wann immer wir etwas zu unseren Gunsten getan haben. Auch wenn einem Tier etwas gelingt, was sein Überleben sichert, belohnt es sich mit angenehmen Empfindungen: der Geier, wenn er reichhaltiges Aas gefunden hat, der Storch, wenn er ein stabiles Nest gebaut hat. Konnte sich das Karnickel vor dem Adler in Sicherheit bringen, bekommt es eine biochemische Prämie.

Am intensivsten sind diese Effekte am Ende der Angst: Der Schrecken ist dazu da, dass wir Gefahren aus dem Weg gehen. Jeder kennt die Euphorie, die ihn erfasst, wenn er eine gefährliche Situation gemeistert oder die Todesangst überstanden hat, die ihm die emotionale Achterbahn bescherte. Diese genussreichen Momente gefallen uns so sehr, dass die Gesellschaften Adrenalinjunkies hervorbringen: Sie setzen sich Gefahren aus, um am Ende lustvoll den hormonellen Belohnungscocktail zu spüren. Die Kardiologin Barbara Natterson-Horowitz, Professorin an der UCLA Medical School, hält den Wunsch, Zugang zum Drogenschrank im eigenen Kopf zu bekommen, für extrem motivierend: Als Mensch oder Tier müsse man nur «ein bestimmtes Verhalten

zeigen, um die Substanzen freizusetzen». Das Ausleben von Angstlust ist allerdings kein Phänomen aus der Neuzeit von Achterbahn und Bungee-Jumping. Tatsächlich fasziniert uns das nahende Grauen seit Urzeiten. Die Römer organisierten Nervenkitzel in den Arenen, im Mittelalter sorgten Messerwerfer für hormonelle Aufregung. Nicht das Pflichtgefühl, bei der Mordaufklärung helfen zu können, bringt uns heute dazu, Aktenzeichen XY einzuschalten. Den Reiz der Sendung machen die schlechten Nachrichten über das Wirken menschlicher Monster aus.

Da wir in der Realität mit Sicherheitsvorkehrungen die Gefahr auf ein Minimum zusammengestrichen haben, greifen wir zur Fiktion, um unsere Gier nach Nervenkitzel zu befriedigen. Der amerikanische Literaturwissenschaftler Jonathan Gottschall steuert hierzu ein spannendes Gedankenexperiment bei: «Stellen Sie sich ein magisches Gerät vor, mit dem Sie als unsichtbarer Beobachter in ein Paralleluniversum reisen können. Bereits vor Ihrer Ankunft wissen Sie, welche grauenhaften Dinge Sie sehen

zittern. Letztlich aber wirke diese Angst anregend. Bandelow vergleicht das Krimischauen mit der Fahrt auf einer Achterbahn: erst der Schrecken, dann die Euphorie. «Die Angst zahlt sich aus. Spätestens gegen 21.45 Uhr, wenn der Täter gefasst ist.»

Aus diesem Grund müssen wir uns über den aktuellen US-Präsidenten freuen. Obama bescherte uns acht langweilige Nachrichtenjahre. Endlich sind diese Zeiten vorbei. Donald Trump erzielt eine meisterhafte Negativquote. Fast immer, wenn das Erste Deutsche Fernsehen (ARD) über Trump berichtete, kam der Präsident schlecht weg. In 98 Prozent der Fälle, so rechnete das Shorenstein Center der Harvard University aus, sei in den ersten hundert Tagen Präsidentschaft der Ton der Berichte negativ gewesen. Auch bei den US-Medien kam er nicht gut an. Der Nachrichtensender CNN, von Trump via Twitter als Fake-News-Fabrik beschimpft, kommt auch auf einen Wert von 93



werden: Frauen und Kinder, die vergewaltigt und umgebracht werden; gefolterte, geschändete, zerstückelte Körper. Scheinbar anständige Menschen werden sich als Nazis und Irre entpuppen. Während Sie zuschauen, bekommen Sie es mit der Angst zu tun: Ihr Herz wird heftig pochen, Ihr Atem sich beschleunigen, Sie werden Schweissausbrüche haben.»

Dann stellt Gottschall natürlich die Frage, die sich aufdrängt: «Werden Sie Ihr magisches Gerät nun benutzen?» Wer darauf mit «Auf keinen Fall!» antwortet, der liege falsch. Das fiktive Szenario, erzählt Gottschall, stamme aus Stieg Larssons Krimi «Verblendung». Und: «Das magische Gerät ist der Roman.» Literatur, die das Böse zum Inhalt hat, ist die beliebteste. Jeder vierte Roman dreht sich um Verbrechen. Und wenn deutsche Fernsehkonsumenten sich Filme oder Serien anschauen, entfällt mehr als ein Drittel dieser Zeit auf Krimis. Im Jahr 2012 waren die zehn meistgesehenen Spielfilme allesamt «Tatort»-Folgen.

«Die Angst zahlt sich aus»

Den Grund dafür vermutet der Psychiater Borwin Bandelow im primitiven Angstsystem des Menschen. Es könne schlichtweg nicht zwischen echter Bedrohung und Fernsehen unterscheiden: «Es denkt wirklich, dass da etwas Schlimmes passiert.» Das Herz beschleunigt, mancher Zuschauer beginnt vor dem Fernseher zu

Prozent negativer Berichterstattung. Nur knapp dahinter: «New York Times» und «Washington Post» mit 91 Prozent.

Die Zahlen belegen, dass wir bekommen, was wir uns wünschen: Berichterstattung liefert zuverlässig Aufregung, indem sie thematisiert, was negativ vom Gewohnten abweicht. Es ist müssig, diesen negativen Drive zu beschimpfen. Genauso ist die Erwartung naiv, Medien würden oder sollten die Realität abbilden. Statt uns über das verzerrte Abbild aufzuregen, sollten wir uns darüber freuen: Zum Glück ist die Realität nicht so unterhaltend garstig, wie in Medien, Kinos und Kriminalromanen gezeichnet. Sie ist ruhig und freundlich – sodass wir uns in ihr von der ganzen medialen Aufregung erholen können. □

Urs Willmann ist Wissenschaftsjournalist der «Zeit».

Besser als ihr Ruf

Die Millennials gelten als egoistisch und wenig interessiert am Zustand der Welt. Diese Einschätzung ist falsch: Warum die 20- bis 37-Jährigen für eine bessere Zukunft sorgen könnten.

Von Nannette Hechler-Fayd'herbe



Die «dümmste Generation» (Buchtitel) ist erstaunlich unternehmerisch. Im Bild: Millennials am Arbeiten in einem Café in New York (wo es gratis Wi-Fi gibt).

Das Magazin «Time» taufte sie in einer Titelgeschichte «The Me Me Me Generation», andere Zeitungen und Blogs nennen sie gerne «Generation Y Bother» (auf Deutsch etwa: Generation «Was geht's mich an?»), ein Buch über sie trägt den Titel «The dumbest generation» («Die dümme Generation»).

Die Generation Y, auch Millennials genannt, umfasst laut der Uno aktuell knapp 30 Prozent der Weltbevölkerung, doch ihr Ruf ist nicht der beste. Zu Unrecht: Das Studium von Daten und Fakten über die heute 20- bis 37-Jährigen stimmt einen optimistisch für die Zukunft.

So sieht die Credit Suisse in den Millennials auch einen von fünf globalen Supertrends (siehe rechts). Den Kern dieser Trends bilden demografische, sozio-ökonomische und politische Entwicklungen sowie technologischer und wissenschaftlicher Fortschritt*.

Doch nun zur Hauptfrage: Was zeichnet die Millennials aus?

Nachhaltigkeit wichtig

Laut der jährlichen «Global Shapers»-Umfrage des WEF gehören der Klimawandel und die globale Erwärmung zu den Hauptsorgen der Millennials. Sie sind die aktuell am stärksten auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Generation. Studien von Nielsen und Deloitte zeigen, dass sie bereit sind, mehr für Produkte und Dienstleistungen auszugeben, wenn diese nachhaltig produziert sind. Durch ihre Zahl (knapp 2 Milliarden Personen) werden die Millennials den Erfolg von Unternehmen durch ihre Produktwahl stark beeinflussen. Viele Studien belegen ausserdem, dass diese Generation starkes Interesse an Impact Investing hat, also an Investitionen, die neben finanziellem auch sozialen und ökologischen Nutzen erzielen.

Die angebliche Selbstzentriertheit hat auch eine positive Kehrseite: Viele Millennials trauen sich zu, selbst etwas auf die Beine zu stellen. Im Jugendbarometer 2016 der Credit Suisse** wurden die 16- bis 25-Jährigen nach dem Lieblingsarbeitgeber gefragt, und sehr viele antworteten, sie möchten selbstständig sein. In anderen Umfragen geben sie an, dass Laufbahnen als soziale Unternehmer, bei Stiftungen und sozialen Anlagefonds bei ihnen beliebt sind.

Im Unterschied zu ihren Eltern kennt die Generation Y keine Berührungängste im Umgang mit Technologie – sie ist nach der digitalen Revolution aufgewachsen. Ein Leben ohne Internet und Smartphone kennen die meisten nicht. Online konsumieren ist normal. Entsprechend geben im Jugendbarometer 2016 nur wenige an, sie möchten einmal «offline sein». Was sich in dieser Umfrage auch zeigt: Obwohl «digital» keine Grenzen kennt und man es gerne gleichsetzt mit «global», gibt es grosse Unterschiede zwischen den Millennials in verschiedenen Ländern bei der Nutzung

von digitalen Geräten und Apps. Ausserdem ist den meisten Jugendlichen sehr wohl bewusst, wer für ihren Onlineschutz verantwortlich ist: sie selbst; das ist die erste Antwort im Jugendbarometer.

Es kommt gut

Sogar unter denen, die in einer Beziehung sind, ziehen es viele vor, getrennt in Single-appartements zu wohnen, wie die Studie «Schweizer Immobilienmarkt 2017» der Credit Suisse zeigt (siehe Bulletin 2/2017).

Die Supertrends der Credit Suisse*

- 1 Unzufriedene Gesellschaften – *multipolare Welt*
- 2 Infrastruktur – *Lücken schliessen*
- 3 Technologie im Dienste der Menschheit
- 4 Silver Economy – *in den demografischen Wandel investieren*
- 5 Werte der Millennials

Millennials sind preisbewusst, da viele von ihnen die Ausbildung während der Finanzkrise abgeschlossen haben und ihnen weniger Mittel zur Verfügung stehen als früheren Generationen. 33 Prozent geben im Jugendbarometer an, die finanziellen Verpflichtungen seien für ihr Leben eine grosse oder sehr grosse Belastung. Entsprechend lebt eine grosse Anzahl von ihnen lange bei den Eltern. Sie möchten aber auch Geld für das Erfüllen von Wünschen und für Lifestyle-Entscheidungen ausgeben können. Erlebnisse sind ihnen fundamental wichtig.

Getrennt zusammen

Die Wohnbedürfnisse der Millennials weichen von denen früherer Generationen ab. Singlehaushalte etwa sind ein Sinnbild der Bedürfnisse und Wertvorstellungen von Millennials und finden zunehmend Verbreitung. Das Leben in einem Singlehaushalt ist in vielen Fällen nicht mehr nur eine Phase zwischen dem (späten) Auszug bei den Eltern und der Gründung einer eigenen Familie, sondern eine bewusste Entscheidung in einer zunehmend individualisierten Gesellschaft.

Die Wohnbedürfnisse der Millennials weichen von denen früherer Generationen ab. Singlehaushalte etwa sind ein Sinnbild der Bedürfnisse und Wertvorstellungen von Millennials und finden zuneh-

men Verbreitung. Das Leben in einem Singlehaushalt ist in vielen Fällen nicht mehr nur eine Phase zwischen dem (späten) Auszug bei den Eltern und der Gründung einer eigenen Familie, sondern eine bewusste Entscheidung in einer zunehmend individualisierten Gesellschaft.

Doch nicht alles ist neu und anders bei dieser Generation: Längerfristig träumen auch viele Millennials vom Eigenheim. Das erfreuliche Fazit: Diese Generation blickt zuversichtlich in die Zukunft. 59 Prozent der jungen Schweizerinnen und Schweizer waren im letztjährigen Credit Suisse Jugendbarometer überzeugt: Es kommt gut! □

Dr. Nannette Hechler-Fayd'herbe ist Global Head Investment Strategy and Research bei der Credit Suisse.

* Mehr zu den Supertrends unter: credit-suisse.com/thematicinvestment

** Das Credit Suisse Jugendbarometer 2016 ist erhältlich unter: credit-suisse.com/jugendbarometer oder credit-suisse.com/research

Das nächste grosse Ding

Ein Blick in die Zukunft: Was die Menschheit von der Technologie in den nächsten Jahren erwarten kann.

Von Steffan Heuer (Text) und Pieter Van Eenoge (Illustrationen)



MOBILITÄT

Von A bis ZZZZZZZZZZZZZZZZZZZZ

Die Hoffnung hält sich, dass wir uns eines gar nicht so fernen Tages von A nach B beamen können. Zumindest im Labor funktioniert die Teleportation von Informationshäppchen bereits. Andere revolutionäre Transportmöglichkeiten sind schon auf dem Markt oder stehen kurz vor der Einführung: Robodrohnen und handliche Fluggeräte, die uns punktgenau befördern. Zwei Firmen planen oder bauen in aller Welt – auch in der Schweiz – Trassen für den Hyperloop, die Überschall-Rohrpost für Menschen und Fracht. Diese Fortbewegungsmittel hören auf die Abkürzung ACE (*autonomous, connected, electric*). Auch das Weltall bis zum Mars soll erschlossen werden: durch private Raumfahrtfirmen wie SpaceX und Blue Origin sowie dank preiswerten Satelliten in Minigrösse.

ENERGIE UND UMWELT Null Grenzkosten

Überfluss ist (fast) keine Fantasie mehr. An Tagen mit viel Sonne und Wind verschenken Energiefirmen von Kalifornien bis Texas bereits den Strom an ihre Kunden. Wer Solarzellen auf dem Dach und ein Speicheraggregat im Haus installiert, wird zum Selbstversorger, inklusive batteriebetriebener Autos und E-Bikes. Das Szenario eines intelligenten Netzes aus erneuerbaren Energien beschreibt der US-Autor Jeremy Rifkin in seinem Buch zur «Null-Grenzkosten-Gesellschaft». Freier Datenfluss und die Auswertung mit Big-Data-Werkzeugen werden auch die Landwirtschaft radikal verändern, den Einsatz von Chemikalien verringern und Hungersnöte fast ganz verhindern. Echtzeit-Bits über jede Ackerfurche und jede Staude sind in Zukunft ebenso wichtig wie am Computer massgeschneiderte Pflanzen.



FINANZEN

Die grosse Kette

Wie wäre es, wenn jeder Autokauf, jeder Immobiliendeal, jedes Ersatzteil und jedes versteigerte Kunstwerk untrennbar mit seiner Vorgeschichte verbunden bliebe, sodass sich jeder Käufer der Provenienz sicher sein kann? An einer solchen unbestechlichen, weltweiten Buchhaltung arbeiten Softwarefirmen und Geldhäuser mit Hochdruck, sie haben reihenweise Pilotprojekte gestartet. Blockchain hat das Potenzial, allen möglichen Transaktionen Intelligenz einzuhauchen. So werden etwa Verträge zu lebendigen «Smart Contracts», die erkennen, sobald eine Partei ihre Verpflichtungen erfüllt hat. Auch Biometrie bringt mehr Sicherheit ins Finanzwesen, da Smartphones, Geldautomaten und selbst der Check-in und die Sicherheitskontrolle am Flughafen auf das Gesicht oder die Stimme eines Kunden reagieren.

PRODUKTION UND HANDEL

Dezentral und digital

Die Automation ist auf unaufhaltsamem Vormarsch, und lange Wartezeiten sind passé. Beim taiwanesischen Auftragsfertiger Foxconn arbeiten bereits ganze Werkhallen ohne Personal – und machen China zum grössten Wachstumsmarkt für Roboter. Doch menschliches Wissen bleibt weiterhin gefragt: In vielen Lagerhallen und Fabriken arbeiten gesellige «Cobots» wie Baxter oder Fetch Seite an Seite mit Menschen, unterstützen sie und lernen von ihnen. Maschinen drucken die Welt auf Bestellung, indem sie digitale Anweisungen in 3-D-Objekte umsetzen, von Maschinenteilen bis zur massgeschneiderten Prothese. Gedruckt werden kann jederzeit und überall. So kommen komplexe Ersatzteile auch in abgelegenste Landstriche und können mit autonomen Lkw, Drohnen oder kleinen Packrobotern zeitnah ausgeliefert werden.

GESUNDHEIT

Den Körper programmieren

Genetic Engineering war gestern. Die nächste Generation von Biologen und Mediziner*innen will Erbkrankheiten und selbst Krebs mit einer Technologie namens CRISPR besiegen. Damit lassen sich die Gene in einer Zelle – selbst in den Keimbahnen – gezielt umprogrammieren wie der Code in einem Computerspiel. Damit rücken Designerbabys in greifbare Nähe. Biotech-Innovationen wie Crspr lassen Experten von einer Lebenserwartung jenseits von 100 Jahren träumen. Sein genetisches Profil zu kennen, sich selbst auf Schritt und Tritt zu messen und entsprechende Vorsorgemassnahmen zu ergreifen, wird zunehmend zum erschwinglichen Massenphänomen. Dabei hilft, dass derzeit gleich zwei Atlasse aller Mikroorganismen (Mikrobiom) und aller rund 37 Billionen Zellen im menschlichen Körper in Arbeit sind.

Steffan Heuer ist Technologiejournalist und US-Korrespondent des Wirtschaftsmagazins «brand eins». Er lebt in San Francisco.

KÜNSTLICHE INTELLIGENZ

Sehen und verstehen

Maschinen lernen, besser zuzuhören, mitzudenken und für uns zu handeln. Dank «Deep Learning» kann Software Gespräche verstehen, zeitnah in beliebige Sprachen übersetzen und selbstständig Gesichter und Gegenstände benennen. Chatbots und virtuelle Assistenten wie Alexa oder Siri werden zu unsichtbaren Bestandteilen unserer Umwelt – ob im Haushalt, am Arbeitsplatz oder selbst in den kleinsten tragbaren Geräten. Mit Sprachsteuerung plus Augmented Reality (AR) erwacht sogar ein Schraubenzieher zum Leben. Die nächsten Schritte werden bereits im Labor getestet: Gedankensteuerung mit Sensoren, die Hirnströme lesen, und Software, welche die Schallwellen auf unserer Haut in maschinenlesbaren Text umwandelt.

KUNST/KULTUR/BILDUNG

Moderne Zauberlehrlinge

Software schlägt nicht nur Schachmeister aus Fleisch und Blut, sie schreibt auch Meldungen und Belletristik, fasst Fussballspiele zusammen und komponiert Musik. Auch die Finanzierung und der Kunsthandel werden umgekrempelt: Wer eine Idee hat, kann sie auf einer Crowdfunding-Plattform präsentieren, testen und vor weltweitem Publikum vermarkten. Dank intelligenter Software wird das Mäzenatentum zum Massenphänomen. Den Umgang mit fortschrittlichen Programmen lernen Kinder bereits in der Grundschule: vom spielerischen Umgang mit Modulen für das Internet der Dinge bis zur Manipulation von Genen, um neue Lebensformen zu schaffen.





ONE



«Ich will einen fairen, sozialen Kapitalismus»

Der junge Ökonom Falko Paetzold kämpft für eine gerechtere, gesündere und ökologischere Welt. Sein Ziel: Insbesondere Privatinvestoren mit mehr als 50 Millionen Dollar Vermögen sollen nachhaltig investieren.

Von Daniel Ammann und Simon Brunner (Interview) und Christian Grund (Foto)

Herr Paetzold, wie geht es der Welt heute?
In vielerlei Hinsicht besser als vor 20 oder 50 Jahren. Aber wir stehen als Gesellschaft vor unseren vielleicht grössten Herausforderungen – das müssen wir ehrlich erkennen, um Lösungen umzusetzen. Ich denke hier an den noch ungestoppten Klimawandel, an die mangelnde globale Gesundheitsversorgung, an Wasserverknappung, Sklaverei und Armut. Gleichzeitig haben wir heute extrem spannende und marktfähige Lösungen für diese Herausforderungen, von erneuerbaren Energien und effizienterem Energieeinsatz zu massiv skalierbaren Gesundheitslösungen und fairen Lieferketten. Diese Lösungen können für Investoren sehr spannend sein – und für die Menschheit gesamthaft.

Die globalen Herausforderungen wollen Sie mit den vermögendsten Menschen der Welt angehen. Warum?

Seit den siebziger Jahren ist es zu einer extremen Ungleichheit in der Verteilung der globalen Vermögen gekommen – das weiss jeder. Aber wie extrem dies ist, das überrascht dann doch. Rund 100 Billionen Franken – mehr als die Hälfte des gesamten globalen Vermögens – liegt in den Händen von wesentlich weniger als einem Prozent der Bevölkerung. Stellen Sie sich vor, wie viel erreicht werden kann, wenn dieses eine Prozent sein Kapital so anlegt, dass gleichzeitig auch die Armut oder der Klimawandel bekämpft wird.

Die Superreichen sollen ihr Vermögen in Stiftungen legen wie etwa Bill Gates?

Nein, nur via Philanthropie oder Wohltätigkeit werden wir die grossen benötig-

ten Investitionsvolumen nicht erreichen. Ich rede von nachhaltigen Anlagen als dem heutzutage sehr breit verfügbaren Spektrum von Anlagen mit *business case*, die Renditen sowohl für den Investor als auch für die Gesellschaft abwerfen: Sie können mit ihrem Kapital in Firmen investieren, die damit aktiv Lösungen für unsere Herausforderungen entwickeln – und die sich auch finanziell auszahlen. Sie können Firmen bevorzugen, die ethische, soziale und ökologische Stan-

dards einhalten. Sie können Aktionärsgruppen unterstützen, die diese Standards auch bei Firmen durchsetzen, die sie noch nicht erfüllen. Es gibt Lösungen für alle Investorentypen. So kann es sogar durchaus Sinn machen, in zweifelhafte Firmen zu investieren, um diese in der Rolle eines Anteilseigners zu verbessern – wir dürfen nicht intellektuell faul sein und müssen ehrlich nach Lösungen und effektiven Hebeln suchen.

Interessieren sich die sehr vermögenden Personen für dieses Thema?

Und wie! Neun von zehn UHNWIs [Ultra High Net Worth Individuals, Personen mit Vermögen über 50 Millionen Dollar, Anm.d.Red.] geben an, dass sie an nachhaltigen Investmentmöglichkeiten interessiert sind. Aber nur eine von zehn macht das bereits. Da schlummert ein immenses Potenzial – übrigens nicht nur kapitalmässig. Diese Leute haben über ihre eigenen Firmen, über ihr Stimmrecht als Aktionäre, ihre gesellschaftliche Position und über ihre Beziehungen auch einen unschätzbaren Einfluss auf andere Entscheidungsträger und die Politik.

Hat Sie diese grosse Bereitschaft, sozial und umweltbewusst zu investieren, überrascht?

Nein. Aber es freut mich doch oftmals sehr zu sehen, wenn dieser Funke überspringt; dieser Aha-Moment: Warum sollte man so fundamentale Themen wie den Klimawandel, Wasserknappheit oder globale Gesundheitsprobleme als Investor

nicht berücksichtigen? Das macht nur dann Sinn, wenn man sehr kurzfristig agiert. Dieses Denken trifft man aber eher bei Angestellten oder Managern an. Sehr vermögende Investoren dagegen haben oft einen langfristigen Anlagehorizont, da sie ihr Vermögen für die nächste Generation erhalten möchten. Überdies: Zukunftsfähige Portfolien versprechen bessere Renditen; niemand will in die Loser der Zukunft investieren. Die Psychologie hat zudem schon lange belegt,

«Niemand will in die Loser der Zukunft investieren.»

dass Menschen ihre Ideale mit ihren Aktivitäten in Einklang bringen wollen. Das sehen wir ja auch schon viel beim Kaufverhalten, zum Beispiel dem Wachstum bei gesunden und Bio-Lebensmitteln. Viele Personen haben nur noch nicht realisiert, dass ihr Vermögen ebenfalls einen grossen Einfluss hat – und bei UHNWIs ist dieser Hebel eben massiv.

Im Juli haben Sie das Center for Sustainable Finance and Private Wealth an der Uni Zürich eröffnet. Mit welchen Zielen?

Vorerst wollen wir erreichen, dass die UHNWIs das Thema Nachhaltigkeit im grossen Stil in die Verwaltung ihrer Vermögen integrieren. Unser längerfristiges Ziel: Private Vermögen sollen zum Schlüsselfaktor für nachhaltige Entwicklung werden. Ich will einen sozialen, fairen Kapitalismus ermöglichen.

Sehen Sie Unterschiede im Anlageverhalten von älteren und jüngeren Generationen?

Ältere Menschen haben oft noch eine Art aufgeteilte Denkweise: Auf der einen Seite erwirtschafte ich Renditen, egal wie; und auf der anderen spende ich Geld für einen guten Zweck, egal ob es dafür auch marktwirtschaftliche Lösungen gäbe. Jüngere UHNWIs sehen oft ein, dass dieser Ansatz wenig Sinn ergibt – warum hier die Probleme kreieren, gegen die dann dort «angespundet» wird? Sie wollen Nachhaltigkeit von Anfang an integrieren – für bessere Renditen und weil es menschlich und gesellschaftlich sinnvoll ist. Die >

Falko Paetzold, 34, hat diesen Juli das Center for Sustainable Finance and Private Wealth an der Universität Zürich eröffnet (www.csf.uzh.ch). Das Startkapital von 3,5 Millionen Franken wurde von vermögenden Privatpersonen zur Verfügung gestellt. Paetzold co-leitet auch ein Ausbildungsprogramm zu nachhaltigen Anlagen an der Harvard University. Zuvor arbeitete der promovierte Finanzspezialist bei der Bank Vontobel und gründete das internationale Nachhaltigkeitsnetzwerk GreenBuzz.

20- bis 40-Jährigen, die sogenannten Millennial-Investoren, sind mit dem Bewusstsein aufgewachsen, dass es den Klimawandel und soziale Ungerechtigkeit gibt. Auf diese nächste Generation konzentrieren wir uns besonders.

In Harvard führen Sie Kurse über nachhaltiges Investieren für reiche Familien durch. Wer sitzt da im Klassenzimmer?

Wir führen den Kurs jetzt zum dritten Mal durch, jeweils mit etwa 25 Teilnehmern, allesamt 20- bis 45-jährige Mitglieder von UHNW-Familien aus der ganzen Welt. Die Teilnehmer können sich öffnen und ehrlich über ihre Sorgen und auch Familienkonflikte diskutieren. Wie soll man mit einem Onkel sprechen, der in der Familie grossen Einfluss hat und nicht an den Klimawandel glaubt? Soll ich meine Cousins als Co-Investoren einbeziehen? Da ist es essenziell, dass wir ein geschütztes Umfeld schaffen. Teilnehmernamen kann ich deshalb keine nennen.

Woher stammen die Teilnehmer?

Aus der Schweiz waren Mitglieder bekannter Grossindustriellerfamilien dabei. Die Klassen sind stark durchmischt: Die brasilianische Investorenfamilie trifft auf die deutsche Pharmadynastie, die schwedische Shipping-Familie, auf den koreanischen Versicherungs-Clan oder auf Chinesen aus dem Automobilbereich. Sogar jemand aus einer Königsfamilie im Mittleren Osten nahm teil, und danach wurden wir eingeladen, einen Workshop über nachhaltige Anlagen direkt bei der Familie durchzuführen.

Die Welt verbessern

Nachhaltiges Investieren ist ein Überbegriff für Anlageprozesse, die zusätzlich zu traditionellen Finanzinformationen auch Aspekte aus dem Umweltbereich, soziale Themen und eine gute Unternehmensführung einbeziehen. Nachhaltig anzulegen liegt im Trend. Weltweit wurden im Jahr 2016 etwa 23 Billionen Dollar so investiert (+25 Prozent gegenüber 2014), in der Schweiz waren es im letzten Jahr 266,3 Milliarden Franken (+39 Prozent gegenüber 2015).

Nachhaltige Produkte und Dienstleistungen bei der Credit Suisse:

www.credit-suisse.com/nachhaltigeprodukte

Nachhaltige Fonds machen nur wenige Prozent des gesamten Anlagemarktes aus.

Ist das, weil diesen Anlagen der Ruf vorseilt, schwach gut zu performen?

Dieses Vorurteil ist hartnäckig, dabei ist es schon längst widerlegt. Wissenschaftliche Untersuchungen haben bewiesen, dass sich Nachhaltigkeit nicht nur ideell, sondern auch materiell auszahlt.

Warum wird dann nicht mehr investiert?

Hat Sie bei Ihrer Bank schon mal jemand gefragt, ob Sie nachhaltig anlegen wollen? Oder ob Sie nicht nachhaltig anlegen wollen? Eben. Die Kundenberater halten diese Information oftmals zurück – nicht, weil sie diese schlecht finden, sondern weil ihnen schlicht das Know-how fehlt.

Was sollten die Vermögensverwalter tun?

Das Thema intern umsetzen: Kunden informieren, die dann ihre Kundenberater fragen. Auch innovative, neue und kleinere Fonds anbieten. Kundenberater schulen. Generell für die Finanzindustrie gesagt: Der Retailbereich ist noch schlecht

«Nachhaltigkeit zahlt sich nicht nur ideell, sondern auch materiell aus.»

abgedeckt. Bei einer Testkaufstudie in Deutschland kam heraus, dass praktisch alle Retailkundenberater ihren Kunden Informationen über nachhaltige Anlagen vorenthalten haben. Ich möchte aber betonen, dass die Credit Suisse in diesem Bereich schon auf gutem Weg ist. Sie kann, wenn sie will, in Zukunft eine führende Rolle übernehmen.

In einer anderen Untersuchung kommen Sie zum Schluss, dass Banken davon profitieren, wenn nachhaltige Anlagen zum Thema von Kundengesprächen werden. Wie das?

Die Bank gewinnt auf verschiedene Weise: Im Nachhaltigkeitsthema bringt aktive Beratung wirklich noch etwas. Ansonsten können Kunden ja mittlerweile auch zu Robo-Advisors oder börsenge-

handelten Fonds (ETFs) greifen. Es geht darum, dass sich die Kunden ernst genommen fühlen und dass die Beratung Mehrwert schafft. Das erreicht man mit Inhalten. Berater, die mit ihren Kunden über ihre persönlichen Werte sprechen, stellen zu ihnen überdies eine Verbindung auf emotionaler und intellektueller Ebene her. Sie erhalten so ein besseres Verständnis ihrer Kunden. Untersuchungen zeigen auch, dass Kunden, die gut über die Nachhaltigkeit ihres Portfolios informiert sind, langfristiger agieren und weniger hektisch – und ihre Anlagegelder damit auch weniger schnell abziehen.

Sehen Sie nachhaltige Anlagen als Chance für den Schweizer Finanzplatz?

Massiv sogar. Nachhaltigkeit kann der neue Wettbewerbsvorteil für den Finanzplatz Schweiz sein. Es gibt eine natürliche Verbindung: Die Schweiz und Swisness stehen für hohe Qualität, Stabilität, Innovation und Langfristigkeit. Nachhaltige Anlagen bauen auf den gleichen Werten auf.

Wie nachhaltig leben Sie selber?

Beim Investieren konzentriere ich mich auf nachhaltige Fonds und auf Start-ups im Bereich *sustainable finance*. Durch meine Arbeit fliege ich zu viel. Zumindest kompensiere ich die Flugmeilen, meist doppelt, das ist einfach und effektiv. Ich esse nur wenig Fleisch und nur nachhaltig produziertes. Ich teile mein Auto und fahre meist mit dem Fahrrad. Einen Punkt möchte ich aber noch anführen: Meine Berufswahl ist kein Zufall. Ich finde es wichtig, dass man sich engagiert, privat und beruflich. Schon mit einem Durchschnittseinkommen in der Schweiz liegt man im weltweiten Vergleich im obersten Perzentil. Der absolute Grossteil der Weltbevölkerung hat praktisch keinen Einfluss darauf, ob der Schwenk zu einer nachhaltigen Entwicklung gelingt oder nicht – wir aber schon. Wir sind extrem privilegiert und haben deshalb auch Verantwortung. Und: Der nötige Wandel bringt enorme Möglichkeiten mit sich, die wir zur Realität werden lassen können. □

Madame Flora und der Wels

Das Fintech-Start-up Lidya hilft nigerianischen KMU, schnell zu einer Kreditbewertung zu kommen, und ermöglicht damit Fremdfinanzierung und Wachstum.

Von David Schnapp



«Ein Beispiel für andere»: Investment Officer Muneeb Ahmed und Fischhändlerin Flora Edojah.

Man sollte Madame Flora trotz ihrer unscheinbaren Statur nicht unterschätzen. Flora ist das Geschäft in Person. Seit Jahrzehnten ist der Stand der 53-jährigen Wels-händlerin am Ijesha-Markt in der nigerianischen Hauptstadt Lagos eine Säule des Fischhandels. Der Wels ist der beliebteste Fisch hier, und für Hunderte von Frauen, die ihn verkaufen, ist Madame ein Symbol des Erfolgs.

Mit ihrem Unternehmerinnenherz hat Flora ein Mini-Imperium aufgebaut. Da kommt Lidya ins Spiel. Das Start-up bietet Lösungen für Zahlungsverkehr und Finanzierung an. Lidya wird vom Venture Lab von Accion unterstützt, dem führenden Startphasen-Investor für Fintechfirmen in unterversorgten Gebieten (siehe Box). Der Name Lidya bezeichnet ein griechisches Königreich in Westanatolien (auf Deutsch: Lydien). Die Lyder sollen als erste Gold- und Silbertaler benutzt und so den Handel revolutioniert haben.

Im Mai 2017 schloss Lidya ein Abkommen mit der Firma Triton Aqua Africa, einem nigerianischen Lieferanten von Wels, gefrorenen Fischen und Hühnern. Lidya offeriert den Händlern dieser Produkte Kleinkredite auf der Basis bisher bezogener Ware. Als es darum ging, Lidya einen Kreditnehmer im Südosten Nigerias zu empfehlen, gab es eigentlich nur eine Person, die Triton empfehlen konnte: Flora Edojah. Die aus dem ölreichen Delta State stammende Frau zog 1986 nach Lagos, um Wels in Kleinstmengen zu verkaufen. Als Nigerias Wirtschaft zur Jahrtausendwende zu boomen begann, wuchs der Appetit auf

Wels. Madame Flora sah grössere potenzielle Abnehmer: Supermärkte und Hotels. Doch die vielen Hürden bei der Kreditvergabe durch nigerianische Banken machten den Einstieg in den Engroshandel praktisch unmöglich. «Damit ist zu viel Stress verbunden. Lidya hingegen macht es mir sehr einfach», so die erfolgreiche Fischhändlerin.

Solide Basis fürs Geschäft

Gemäss der Entwicklungsbank IFC, die zur Weltbankgruppe gehört, fehlen in Nigeria 30 Milliarden Dollar Kredite von traditionellen Banken für über neun Millionen KMU. Lidya begann 2016, diese Lücken zu schliessen. Der Finanzdienstleister ermöglicht kleinen und mittleren Unternehmen, Kreditanträge in der Höhe von 500 bis 50 000 US-Dollar via Handy zu stellen. Innert 24 Stunden bewertet Lidya mittels Dutzender von Datenpunkten die Kreditwürdigkeit und zahlt die Darlehen gleich aus. Im Fall von Madame Flora unterstützte Muneeb Ahmed, ein Investment Officer bei Lidya, sie auch beim Eröffnen eines Bankkontos sowie beim Erwerb einer Bank-Verifizierungsnummer, um ihre Kreditwürdigkeit zu erhöhen.

«Das Beispiel von Madame Flora ist ein Signal für andere», sagt Ahmed. Es gehe bei Lidya nicht nur um Kredite, sondern auch darum, dem Geschäft eine solide Basis zu geben. Flora Edojahs Einkünfte liegen nun nicht mehr unter der Matratze, sondern auf einem Bankkonto. Damit ist sie bereit für das grosse Geschäft mit Supermärkten und Hotels. □

Accion Venture Lab

Die Credit Suisse unterstützt im Rahmen ihrer Microfinance Capacity Building Initiative das Venture Lab, den Startphasen-Investment-Arm von Accion, einem NGO und Pionier für finanzielle Integration. Das Venture Lab stellt Startkapital und Unterstützung für innovative Start-ups zur Verfügung, die Menschen, die in Armut leben, den Zugang zu Finanzdienstleistungen erleichtern, verbessern und verbilligen. www.credit-suisse.com/mikrofinanz www.accion.org/venturelab

15 Jahre Impact Investing und Mikrofinanz bei der Credit Suisse

- 2003 Gründung des spezialisierten Vermögensverwalters responsAbility, der Finanzprodukte und -dienstleistungen für die Bedürfnisse von Menschen am unteren Ende der Vermögenspyramide entwickelt. Die Credit Suisse selbst verwaltet heute in den Bereichen Mikrofinanz und Impact Investing über 3,3 Milliarden Dollar an Vermögenswerten, knapp 5000 Kunden haben in diese Produkte investiert.
- 2008 Lancierung der Microfinance Capacity Building Initiative für den Aufbau von Kapazitäten und zur Innovationsförderung in der Mikrofinanzbranche. Die Credit Suisse unterstützt Partnerorganisationen wie Accion (siehe Artikel links), FINCA, Opportunity International, Swisscontact oder Women's World Banking.
- 2016 Schulung von über 4000 lokalen Mitarbeitenden von Mikrofinanzinstitutionen. Über 380 000 Menschen erhielten Zugang zu neuen oder verbesserten Produkten und Dienstleistungen.
- 2017 Vorstellung von aktuellen Projekten und künftigen Zielen im Bereich Impact Investing an einer Reihe von Events rund um den Globus anlässlich des 15-Jahre-Jubiläums.

Vietnam erlebt seit 30 Jahren einen beeindruckenden wirtschaftlichen Aufschwung. Eine junge Generation von Firmengründern will die Erfolgsgeschichte des Landes weiterschreiben – und zelebriert dabei die Marktwirtschaft.

Von Frederic Spohr (Text) und Jason Michael Lang (Fotos)



A close-up photograph of a hand holding a silver cross. The background is a blurred crowd of people, suggesting a religious or public gathering. The text is overlaid on the right side of the image.

Der grosse Aufstieg

G

«Get Rich or Die Tryin'» heisst eines der erfolgreichsten Rap-Alben aller Zeiten (auf Deutsch: «Werde reich oder stirb beim Versuch dabei»). Es stammt vom US-Musiker 50 Cent. Sein vietnamesischer Kollege Wowy ist gerade noch beim Versuch – genauso wie sein Heimatland.

Wowy steht in einer Rooftop-Bar in der Wirtschaftsmetropole Ho-Chi-Minh-Stadt, er nippt an einer Bierflasche und guckt sich um: Die Frauen tragen elegante Kleider und holen gelegentlich für ein Selfie ein glitzerndes Smartphone aus ihren Handtaschen heraus. In der Ferne funkeln die Lichter der Millionenstadt. Egal, wo man hier auf dem 26. Stock hinschaut: Jeder Bildausschnitt könnte auch aus einem Werbefilm stammen.

Der Musiker im weissen Anzug und schwarzen Unterhemd hat es schon weit gebracht. In seiner Kindheit habe er manchmal zu wenig zu essen gehabt, sagt der 29-Jährige. Heute trinkt er Bier auf einer Dachterrasse und unten im Parkhaus, 150 Meter tiefer, steht sein alter Mercedes. Aber Wowy will noch mehr erreichen.



Wie ein Werbefilm: Skyline von Ho-Chi-Minh-Stadt.

«Kommunismus oder Kapitalismus, das ist doch egal. Du musst eben schauen, wie du zurechtkommst.»

Wowy, Rapper

«Schöne Aussicht hier oben», sagt er. «Wenn ich einmal wirklich reich bin, werde ich mir auch so eine Wohnung kaufen.» Schon bald wird sein Modelabel starten, es heisst «Black Lotus».

Ruhm macht nicht satt

Keine Frage, es geht aufwärts in Vietnam. Dieses Jahr soll die Volkswirtschaft laut Weltbank um rund 6,3 Prozent wachsen – schneller als die meisten anderen Länder in der boomenden Region. Nichts Neues für Vietnam, seit 2000 legt die Wirtschaft jedes Jahr durchschnittlich 6,2 Prozent zu (siehe Abb. 1). Noch 1989 lag das jährliche Pro-Kopf-Einkommen unter 100 Dollar.

Heute sind es über 2000 Dollar. Und mehr als sieben Millionen Roller sind auf den Strassen von Ho-Chi-Minh-Stadt unterwegs. 2011 waren es erst zwei Millionen.

Die Weltbank bezeichnet den Aufstieg Vietnams als eine «entwicklungspolitische Erfolgsgeschichte». Diese Geschichte begann im Jahr 1986, als die Kommunistische Partei Vietnams sich eingestehen musste, dass die radikale Planwirtschaft gescheitert war. Die Amerikaner waren seit gut zehn Jahren vertrieben, doch die Wirtschaft lag am Boden. Der Stolz, eine Weltmacht geschlagen zu haben, machte die Bevölkerung nicht satt.

Mit den sogenannten Doi-Moi-Reformen (zu Deutsch: Erneuerung) setzte Vietnam dabei auf ähnliche Massnahmen wie der grosse Nachbar China ein paar Jahre zuvor. Zunächst gab die Kommunistische Partei den Bauern mehr Freiheiten und erlaubte Firmengründungen. Anschliessend öffnete sich das Land immer weiter internationalen Investoren. «Sozialistisch orientierte Marktwirtschaft» nennt die Führung ihr System. Es räumt dem Staat weiterhin eine grosse Rolle ein, setzt aber gleichzeitig auch auf den Markt – ein Entwicklungsmodell, das auch als «Beijing Consensus» bezeichnet wird und als Gegenentwurf zu den früheren Konzepten von Weltbank und Internationalem Währungsfonds gilt. Deren «Washington Consensus» überforderte Schwellenländer oft mit einer zu brachialen Öffnung der Wirtschaft.

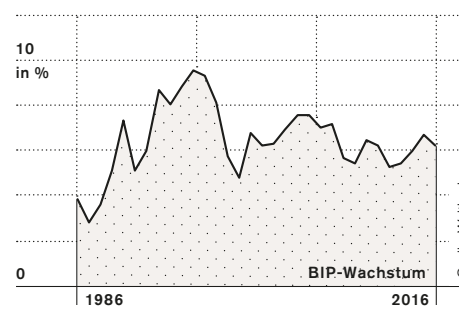
Doch auch Vietnam vertraut immer stärker auf den Markt. Derzeit schliesst >

95 Prozent der Bevölkerung befürworten die Öffnung.
Im Bild: Starbucks-Filiale in Ho-Chi-Minh-Stadt.



Abb. 1 Schneller als die meisten

Seit 2000 wächst das Bruttoinlandprodukt jedes Jahr durchschnittlich um 6,2 Prozent.



der Staat ein Freihandelsabkommen nach dem anderen ab: Ein Deal mit der EU ist schon eingefädelt, mit der Schweiz wird noch verhandelt. Auch an mehreren regionalen Freihandelszonen wie beispielsweise der RCEP beteiligt sich der Staat. Die Vietnamesen begrüßen die Liberalisierung ihrer Wirtschaft, laut einer Pew-Umfrage unterstützen 95 Prozent der Bevölkerung das System der Marktwirtschaft. Das sind so viele wie in keinem anderen Land der Welt. Die Spannung zwischen Sozialismus und liberaler Marktwirtschaft prägt das Leben in Vietnam. Die Menschen stehen vor Ho Chi Minhs Mausoleum in der Hauptstadt Hanoi Schlange, aber auch vor Starbucks – und sind davon so begeistert, dass sie Selfies vor der Filiale machen.

Die Markt-Rebellin

Thuy Dam hat den Systemwechsel persönlich miterlebt – und ihn genutzt. Bevor die 56-Jährige Präsidentin der Fulbright University Vietnam wurde, gehörte sie zu den bekanntesten Managerinnen in der Finanzindustrie des Landes, unter anderem war sie CEO für die Mekong-Region der ANZ Bank. Von ihrem gläsernen Büro in einem der Wahrzeichen von Ho-Chi-Minh-Stadt, dem Bitexco Financial Tower, aus sieht sie hinunter auf das Gewusel der Metropole. In der Ferne ragen Baukräne empor, die komplett neue Stadtviertel hochziehen.

Von hier oben kann sie täglich den Aufschwung ihres Landes beobachten. Ein starker Kontrast zu ihrer Kindheit, als sie noch um drei Uhr morgens aufstehen

musste, um Lebensmittelmarken zu erhalten. Im Dezember 1972 erlebte sie als junges Mädchen die Operation Linebacker II, auch bekannt als die «Christmas Bombings», hautnah. Aus zwanzig Kilometern Entfernung musste sie ansehen, wie Hunderte von taktischen Bombern der amerikanischen Streitkräfte Hanoi in Schutt und Asche legten.

Doch Thuy Dam (der Familienname wird in Vietnam vorangestellt) zeichnet eine Eigenschaft aus, die viele Vietnamesen haben: eiserne Disziplin. Thuy lernte im Schein von Öllampen, studierte später Englisch und ergatterte 1986 einen begehrten Posten im Wissenschaftsministerium. Ihre Karriere begann genau zu jener

«Als sich
Coca-Cola
meldete,
wussten wir:
Es bewegt
sich etwas.»

Thuy Dam, Präsidentin der Fulbright
University Vietnam





«Entwicklungspolitische Erfolgsgeschichte» (Weltbank): Mehr als sieben Millionen Roller sind auf den Strassen von Ho-Chi-Minh-Stadt unterwegs. 2011 waren es erst zwei Millionen.

Zeit, als sich das Land langsam öffnete. Im Ministerium war sie für Patente und Lizenzen zuständig – und plötzlich meldeten Unternehmen wie Citibank oder Coca-Cola ihre Handelsmarken an. «Da wussten wir: Es bewegt sich etwas», sagt sie.

Mit vier Kollegen aus dem Ministerium machte Thuy die erste Unternehmensberatung Vietnams auf, spezialisiert auf den Markteintritt ausländischer Firmen, in einer kleinen Seitenstrasse in Hanoi. Im hinteren Teil des Hauses wohnte eine Familie, vorne tippte Thuy mit ihren Mitstreitern auf Schreibmaschinen ihre Briefe, die sie in die weite Welt versandten. Die Vietnamesin lernte ambitioniert weiter: Während sie für die Anzugträger aus dem Westen Vietnams Bürokratie aufschlüsselte, liess sie sich Bücher von ihnen mitbringen. Nebenbei nutzte Thuy ihre Kontakte zum Innenministerium und gelangte an konfizierte Werke. Sie lernte, was Marktwirtschaft überhaupt ist – und war begeistert.

«Ich war eine Markt-Rebellin», sagt sie heute über diese Zeit, in der sie immer wieder die Grenzen auslotete. 1989 lud ihr Beratungsunternehmen die Chefs europäischer Börsen auf den Opernplatz von Ho-Chi-Minh-Stadt zu einer öffentlichen Diskussion darüber ein, wie ein vietnamesischer Handelsplatz aussehen könnte. Mit riesigen Lautsprechern beschallte Thuy die Umgebung, sie selbst übernahm

die Übersetzung des Podiums. Das Interesse war riesig, Tausende von Vietnamesen versammelten sich auf dem Platz. «Die Leute hatten so etwas noch nie gesehen», erzählt die Unternehmerin.

Auch für die Kommunistische Partei in Vietnam war es etwas Neues. Die Regierung machte Thuis Unternehmensberatung für sechs Monate dicht. «Wir waren vielleicht ein bisschen zu stürmisch», sagt sie heute. Auch die Idee, zwei riesige Coca-Cola-Flaschen vor dem Opernhaus in Hanoi aufzubauen, kurz nachdem die Amerikaner 1994 das Embargo aufhoben, gefiel den Parteikadern weniger. Dafür wurde sie wenig später in eines der härtesten MBA-Programme der Welt aufgenommen, jenes von Wharton in Philadelphia.

Wertschöpfung zu gering?

Noch heute ringt die Führung der Partei mit der Frage, wie weit die Liberalisierung gehen soll. Weiterhin wird ein Fünfjahresplan beschlossen, der die Grundzüge der Wirtschaftspolitik vorgibt. Die Preise werden teilweise reguliert und noch immer beherrschen grosse Staatsbetriebe die Wirtschaft. «Nach innen betont die Regierung ihre sozialistische Ausrichtung», sagt Le Dang Doanh, einer der bekanntesten Ökonomen Vietnams, «nach aussen kommuniziert das Land, es sei eine Marktwirtschaft.»



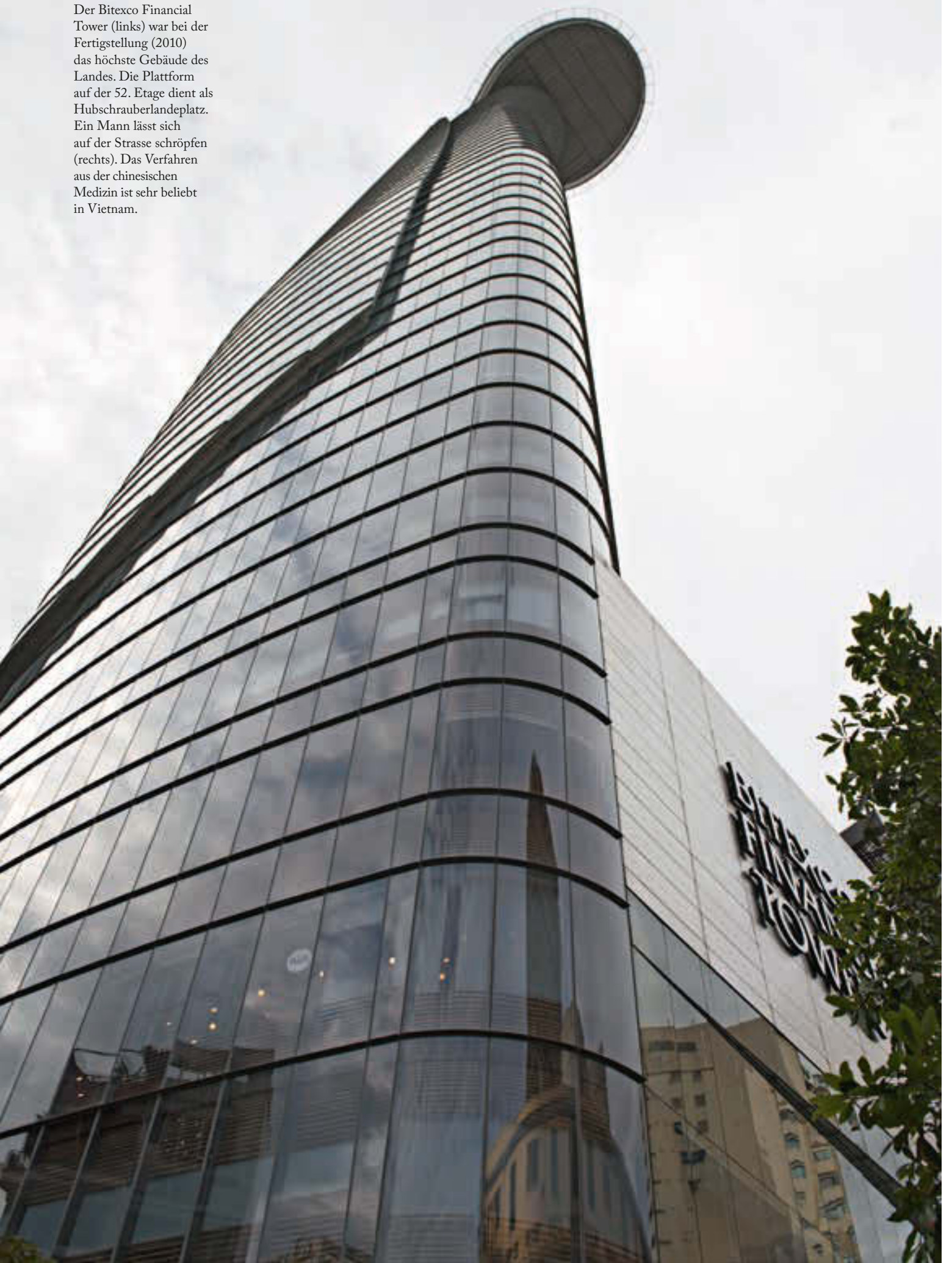
Geschichte: Bereits im 1. Jahrtausend v. Chr. gab es ein Königreich auf dem Gebiet des heutigen Vietnam. Von 111 v. Chr. an war die Region über 1000 Jahre lang unter chinesischer Kontrolle. Es folgte eine Blütezeit und Expansion gegen Süden. Im 19. Jahrhundert etablierte sich die französische Kolonialherrschaft, im Zweiten Weltkrieg folgte die japanische Besetzung. 1954 wurde das Land aufgeteilt in einen sozialistischen Norden und einen prowestlichen Süden. Der Vietnamkrieg dauerte von 1955 bis 1975, schliesslich eroberten nordvietnamesische Truppen den Süden. Unter kommunistischer Führung fand 1976 die Wiedervereinigung statt. 1986 begannen marktwirtschaftliche Reformen.

Einwohner: 93 Millionen
Bruttoinlandprodukt: USD 202,6 Milliarden
Pro-Kopf-Einkommen: USD 2185
Armutsanteil: 13,5% (2014), 20,7% (2010)
Lebenserwartung: 75,8 Jahre

Quelle: Weltbank

Das hat seinen Grund, denn ausländische Direktinvestitionen sind noch immer das Lebenselixier der Wirtschaft des Landes (siehe Abb. 2, Seite 34). Vietnam lockt Firmen mit üppigen Subventionen und einem Heer an günstigen Arbeitskräften. Im Jahr 2014 betrug der Durchschnittslohn gerade einmal 214 US-Dollar monatlich, laut einer Studie der Weltarbeitsorganisation (ILO). Das ist rund ein Drittel weniger als in China. Zuletzt bauten beispielsweise die Technologiekonzerne Panasonic, Microsoft und Intel ihre Produktionen deutlich aus. Auch der südkoreanische Elektronikkonzern Samsung nutzt den Standort Vietnam: Die Koreaner lassen in Vietnam 40 Prozent ihrer Mobilgeräte zusammenschrauben. >

Tradition und Moderne:
Der Bitexco Financial
Tower (links) war bei der
Fertigstellung (2010)
das höchste Gebäude des
Landes. Die Plattform
auf der 52. Etage dient als
Hubschrauberlandeplatz.
Ein Mann lässt sich
auf der Strasse schröpfen
(rechts). Das Verfahren
aus der chinesischen
Medizin ist sehr beliebt
in Vietnam.





Doch das Wachstumsmodell könnte schon bald an seine Grenzen kommen. Denn die eigene Wertschöpfung bleibt weiterhin gering, bemängeln Kritiker. Die Geräte werden oft nur zusammengesetzt, die Technologie und Software importiert. «Wir müssen in der Wertschöpfungskette weiter nach oben klettern», sagt Ökonom Le. Ansonsten drohe Vietnam das Schicksal vieler Schwellenländer und es bleibe in der sogenannten «Middle Income Trap» gefangen.

Im Start-up-Rausch

Doch wer durch die boomende Wirtschaftsmetropole Ho-Chi-Minh-Stadt läuft, der sieht, dass sich etwas tut. Die von Technologie begeisterte Jugend experimentiert, die Metropole befindet sich in einem Start-up-Rausch. Derzeit eröffnet ein Coworking Space nach dem anderen. Und zieht dabei nicht nur digitale Nomaden aus dem Westen an, sondern auch zahlreiche junge einheimische Unternehmer.

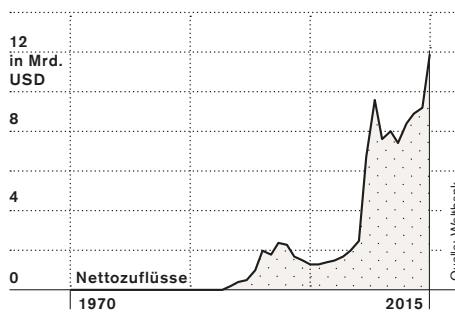
Einige von ihnen haben bereits erfolgreiche Firmen gegründet, zum Beispiel Dang Hoang Minh, der 33-jährige Chef des Start-ups Foody. Sein Unternehmen ist eine Mischung aus der Restaurantbewertungsapp Yelp, dem Lieferdienst Foodpanda und dem Bezahlendienst PayPal. «Wir wollen ein komplettes System rund ums Essen aufbauen», sagt der Gründer. Er konnte bereits namhafte Investoren überzeugen, beispielsweise den amerikanischen Hedgefonds Tiger Global Management, der auch Anteile am Unterkunftsmarktplatz Airbnb hält. «In zwei oder drei Jahren sind wir profitabel», verspricht Dang.

Es ist Mittagszeit, und das bedeutet Stress im Callcenter von Foody. Hinter Dang sitzen rund 70 seiner Mitarbeiter, sie nehmen Anrufe entgegen und lotsen die Fahrer an die richtige Stelle. Auch wenn er bereits mehr als 500 Angestellte beschäftigt, kümmert er sich weiterhin um Kleinigkeiten in der Abwicklung. Noch immer erklärt er einzelnen Telefonistinnen, wie sie Probleme am besten lösen können.

Zu schade ist sich Dang für nichts. Vielleicht auch, weil er von ganz unten aufgestiegen ist. Wie viele Lebensläufe in Vietnam beginnt auch seiner mitten in einem Krieg, in seinem Fall jenem gegen China Mitte der 1980er Jahre. Die ersten Monate seines Lebens verbrachte er weitgehend in einem unterirdischen Bunkersystem im

Abb. 2 Das Lebenselixier

Ausländische Direktinvestitionen kurbeln das Wachstum Vietnams an.



«Wir bauen ein komplettes System rund ums Essen auf. In zwei oder drei Jahren sind wir profitabel.»

Dang Hoang Minh, Firmengründer

Norden des Landes. Nach einer Kindheit in bescheidenen Verhältnissen finanzierte er sich sein Informatikstudium in Australien selbst. «Dort habe ich deutlich mehr gearbeitet als studiert», sagt er.

Nach seiner Rückkehr wollte ihn seine Mutter überreden, bei einem der Staatsbetriebe anzuheuern – für die Elterngeneration immer noch der Inbegriff des Erfolges. Doch mit den mickrigen Löhnen, die Anfängern dort bezahlt werden, war er nicht zufrieden. Stattdessen heuerte er bei einer privaten Outsourcing-Firma an, wo er ein Vielfaches verdiente. Doch auch das war ihm nicht genug. Nach wenigen Jahren gründete er mit zwei Mitstreitern sein eigenes Unternehmen, Foody.

Dass es gerade im Internetsektor zu vielen Gründungen kommt, hat einen Grund: Im Gegensatz zu vielen anderen Branchen gibt es hier keine Konkurrenz durch subventionierte Staatsbetriebe. Diese dominieren immer noch einen Grossteil der Wirtschaft, doch nur wenige sind so erfolgreich wie der Telefonkonzern Viettel. Dieser gehört der vietnamesischen Armee und hat mittlerweile zahlreiche ausländische Märkte erobert, insbesondere in Afrika. Andere staatliche Betriebe hingegen gelten als Geldvernichtungsmaschinen und werden oft als Grund für die Verkrustung des Systems gesehen. «Durch die Staatsbetriebe haben viele Politiker viel >



Eine der ältesten
Strukturen in
Ho-Chi-Minh-Stadt:
der Ben Thanh Market,
erbaut 1912.



«Die Geschichte interessiert uns nicht mehr.»

Son Ha, Firmengründer

Macht in der Wirtschaft», sagt Ökonom Le. «Das ist mitunter auch einer der Gründe für die hohe Korruption im Land.» Auf dem Corruption Perceptions Index von Transparency International nimmt Vietnam den 113. Rang ein (von 176).

Steigende Ungleichheit

Die Mischung aus Kapitalismus und einer mächtigen Parteilite macht das Land zu einem harten Pflaster. «Hier herrscht teilweise der Gedanke, Geschäfte seien ein Nullsummenspiel, bei dem es immer einen Verlierer und einen Gewinner gibt», sagt Fulbright-Präsidentin Thuy. Vielleicht habe das auch mit der schweren Geschichte des Landes zu tun, vermutet sie: Die zahlreichen Konflikte in den vergangenen hundert Jahren hätten sich tief in die Seele der Vietnamesen eingebrannt. «Viele hier meinen, Business sei die Fortsetzung von Krieg.»

Sicherlich fordert der Kapitalismus Vietnam auch heraus. Die Liberalisierung hat die Armut zwar entschieden reduziert. Doch gleichzeitig steigt die Ungleichheit rapide an. Zwischen 1992 und 2012 stieg der durchschnittliche tägliche Konsum der ärmsten zehn Prozent zwar um 1,3 US-Dollar, bei den reichsten zehn Prozent jedoch um mehr als 17 US-Dollar. Dennoch gilt Vietnam als politisch stabil. Solange es allen besser geht, stellt kaum jemand die Verhältnisse prinzipiell infrage. Stattdessen bemühen sich die Vietnamesen, in der auseinandergehenden Schere zwischen Arm und Reich auf der angenehmeren Seite zu stehen. Selbst Rapper Wowy will sich nicht auf politische Diskussionen einlassen. «Kommunismus oder Kapitalismus, das ist doch egal», sagt er.



«Am Ende gibt es immer Leute, die die anderen für sich arbeiten lassen. Und du musst eben schauen, wie du zurechtkommst», sagt er.

Doch der zunehmende Individualismus setzt auch kreative Energien frei: Gerade junge Unternehmer hoffen, das Land durch wirtschaftlichen Erfolg auch politisch öffnen zu können. «Was ist die Identität Vietnams?», fragt der junge Unternehmensgründer Son Ha. «Lange war es der gewonnene Krieg, aber das zieht jetzt nicht mehr.» Stattdessen glaubt er, das neue Vietnam müsse sich durch wirtschaftliche

Stärke definieren – und durch den Unternehmergeist seiner Bürger.

«Die Leute brennen auf Neues»

Son, 31, sitzt in einem der stylishen Coworking Spaces von Ho-Chi-Minh-Stadt. Neben ihm tippen Mitzzwanziger in ihre MacBooks und trinken Cappuccino. Hinter einer Fensterwand liegt der Pool, der fast nie benutzt wird, weil alle lieber arbeiten. «Wir haben ein Büro, aber ich komme auch immer wieder gerne her», sagt Son. Er genießt die Freiheit: Nach mehreren Jahren als Investmentbanker machte er sich 2012 mit seinem Start-up Mitsy, einem E-Commerce-Möbelversand, selbstständig.

Er profitiert vom Wunsch nach Selbstverwirklichung seiner Generation. Probleme, gut ausgebildete Leute zu finden, habe er nicht – auch wenn das Gehalt für Programmierer bei Mitsy rund 20 Prozent geringer als bei ausländischen Unterneh-

men sei. Als 2015 seine Firma in eine Krise rutschte, konnte er seine Mitarbeiter vier Monate lang nicht bezahlen. Sie blieben trotzdem bei ihm. «Die Leute brennen darauf, etwas Neues aufzubauen», sagt er.

Ihr Ziel ist es dabei auch, die heimische Wirtschaft zu unterstützen. Mitsy bezieht alle Möbel von heimischen Herstellern. Noch produzieren die meisten von ihnen nur für westliche Handelskonzerne. «Wir umgehen diese Mittelsmänner, das Geld bleibt dann in Vietnam», sagt Son. Die lokalen Hersteller, mit denen Mitsy zusammenarbeitet, sind allesamt private Unternehmen. Auch mit Staatsbetrieben habe er verhandelt. Doch letztendlich seien diese zu unflexibel gewesen. «Wenn du in diesen Betrieben etwas richtig machst, bekommt es niemand mit», sagt Son. «Wenn etwas falsch läuft, wissen es alle.» Dort zähle immer noch, wer die besseren Verbindungen habe, sagt er, in

den Büros hingen noch Bilder von Ho Chi Minh. «Die Geschichte interessiert uns nicht mehr», sagt Son. «Die Vorbilder meiner Freunde sind Steve Jobs und Mark Zuckerberg.» Sein Lieblingsbuch ist «The Fountainhead» von der libertären Autorin Ayn Rand. Am Ende des Buches erklärt der Held der Geschichte, Howard Roark, seine Weltanschauung. Es ist eine Abrechnung mit dem Kollektivismus und ein Loblied auf den freien Markt. «Dieses Buch», sagt der junge Unternehmer, «ist meine Bibel.» □

Frederic Spohr ist Südostasien- und Indien-Korrespondent des «Handelsblatts» und freier Journalist. Ausserdem ist Spohr Mitbegründer des Portals 8mrd.com, das sich mit dem Aufstieg von Schwellenländern beschäftigt. Er lebt in Bangkok.

Jason Michael Lang ist mehrfach ausgezeichnete Reise- und Reportagefotograf mit Spezialgebiet Asien. Er arbeitet für «Monocle», «Condé Nast Traveller», «GQ» und viele andere.



Der Pool hinter diesem Coworking Space wird wenig benutzt, die Leute arbeiten lieber.

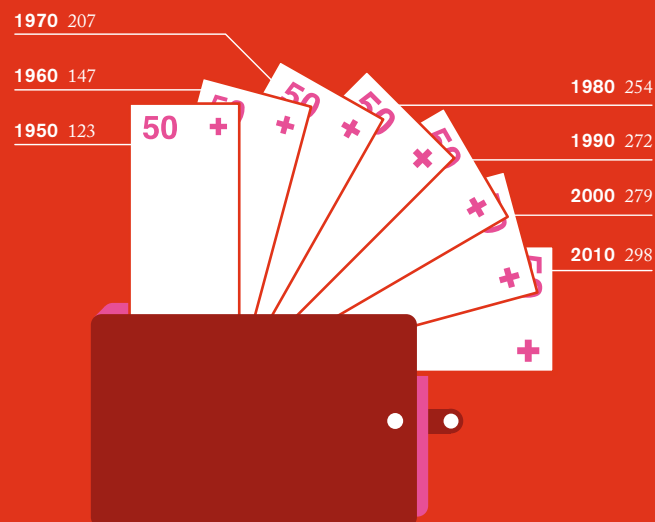
Vom Bauern zum Millionär

Vor 100 Jahren war das Leben in der Schweiz hart: Die Löhne waren tief, die Arbeitswochen lang, die Aufstiegschancen praktisch inexistent. Der wirtschaftliche Aufschwung einer Nation in sechs Grafiken.

Von Lamosca (Infografik)

Dreimal so viel im Portemonnaie

Reallohn, Index (1939 = 100)



Die Dekaden mit den höchsten Lohnzunahmen waren die 1960er und die 1970er Jahre. Nach einer Phase mit wenig Wachstum in den 1990er Jahren haben die Löhne trotz Finanzkrise wieder angezogen.

Quelle: Schweizerischer Lohnindex/BFS

Die Reichsten der Welt?

Vermögen pro Erwachsenen, in 1000 USD

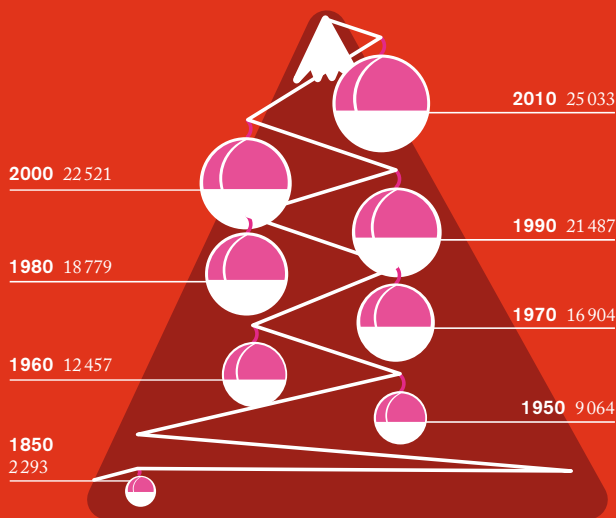


Von den untersuchten Ländern besitzen die Schweizerinnen und Schweizer mit Abstand das grösste Vermögen. Sie sind zehnmal vermögender als der Weltdurchschnitt.

Quelle: Global Wealth Report 2016/Credit Suisse

Wirtschaftsleistung explodiert

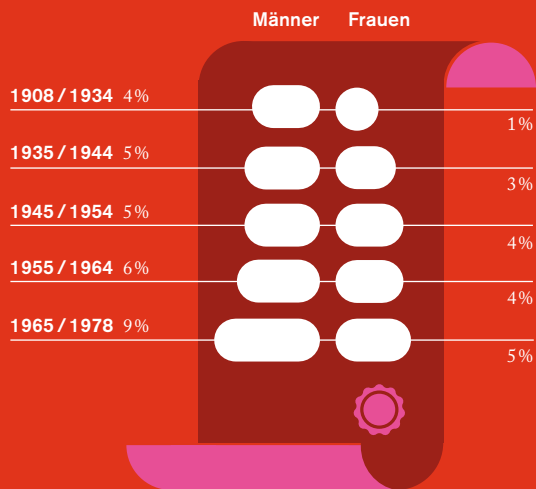
Bruttoinlandprodukt pro Kopf, in Geary-Khamis-Dollars



Zwischen 1850 und 1950 nahm das Pro-Kopf-BIP um knapp 7000 Dollar zu. Danach brauchte es keine 20 Jahre für das gleiche Wachstum. *Quelle: Maddison Project*

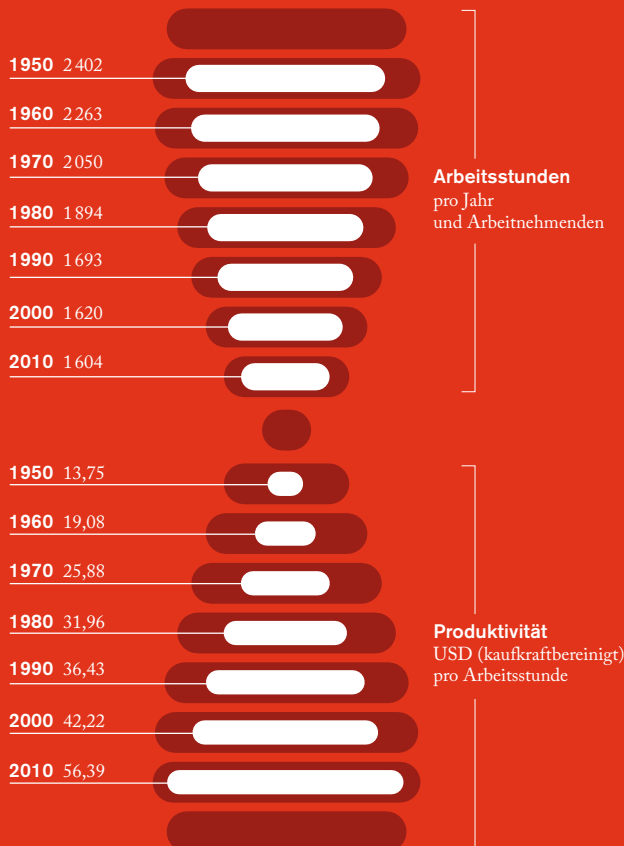
Bildung für viele

Zugang zu Hochschulstudium für die Arbeiterklasse nach Jahrgang, in %



Noch immer schaffen es nur 9% der Männer und 5% der Frauen aus der Arbeiterklasse auf die Hochschule (obere Mittelklasse: 39% und 29%), aber das entspricht einem Vielfachen gegenüber den Zeiten ihrer Grosseltern. *Quelle: Julie Falcon*

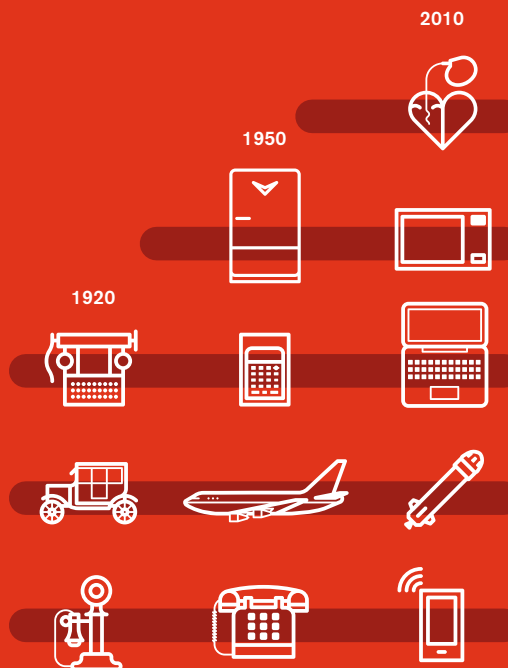
Weniger arbeiten, mehr leisten



Die jährliche Arbeitszeit hat zwischen 1950 und 2010 um knapp 800 Stunden abgenommen. Das war nur möglich, weil gleichzeitig die Produktivität massiv zunahm.

Quellen: Michael Siegenthaler (Arbeitszeit), Penn World Table (Produktivität)

Es kommt noch 30 % besser

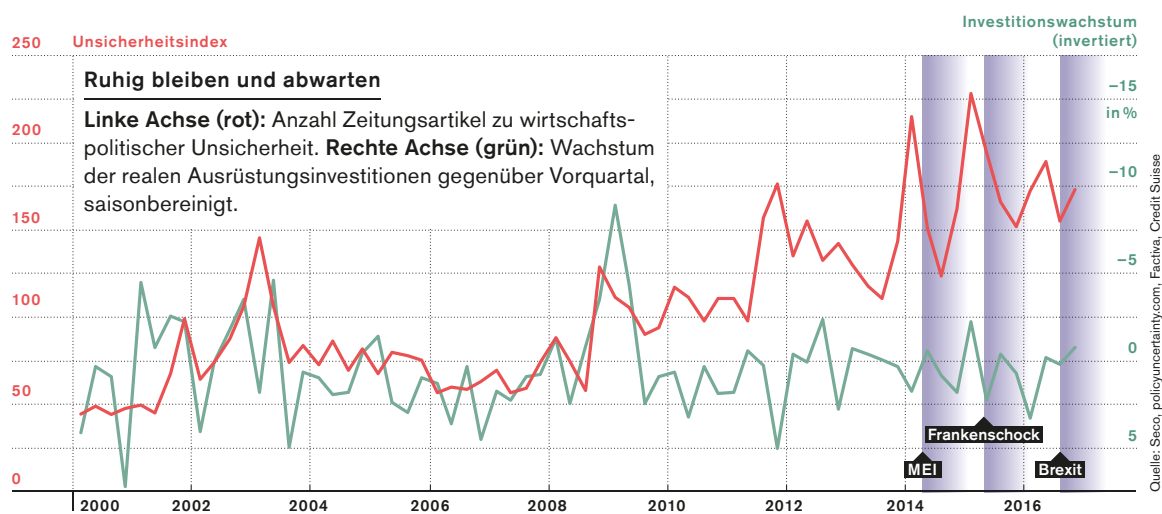


Um wie viel wohlhabender wir heute sind, lässt sich erst ermesen, wenn berücksichtigt wird, dass eine grosse Menge an Gütern und Dienstleistungen, für die wir heute unser Einkommen verwenden können, 1920 zu keinem Preis erhältlich waren – ungeachtet, wie reich man damals war. Grob geschätzt dürften etwa 30% aller heute verfügbaren Güter und Dienstleistungen um 1920 noch gar nicht existiert haben. Dazu gehören **Mikrowellenofen**, der **Herzschrittmacher**, der **Kühlschrank** oder medizinische Dienstleistungen wie eine **Herz-Bypass-Operation**. *Zitiert von Boris Zürcher, Seco*

Die professionelle Gelassenheit der Unternehmer

Masseneinwanderungsinitiative, Brexit, Euro-Mindestkurs: Allen schlechten Nachrichten zum Trotz bleibt die Schweizer Wirtschaft vom politischen Getöse unbeeindruckt.

Von Claude Maurer



Die morgendliche Zeitungslektüre kann einem aufs Gemüt schlagen. Die Anzahl der Meldungen, die sich mit Unsicherheiten für die Schweizer Wirtschaft befassen, hat markant zugenommen. Ereignisse wie die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative (MEI), die Aufhebung des Euro-Franken-Mindestkurses durch die Schweizerische Nationalbank (SNB) oder der Brexit-Beschluss in Grossbritannien haben in den Medien hohe Wellen geworfen.

Der Tenor war zumeist negativ: «Die Wirtschaft wird aufgrund der gestiegenen Unsicherheit spürbar an Schwung verlieren oder sogar in eine Rezession abgleiten» – solche und ähnliche Prognosen sind verbreitet. Und tatsächlich verdüsterte sich jeweils die Stimmung in den Chefetagen der Unternehmen, bei den Finanzanalysten sowie – in geringerem Ausmass – auch bei den Haushalten, wie sich mittels Stimmungsindikatoren gut veranschaulichen lässt. Am Ende entpuppten sich die Prog-

nosen allesamt als zu pessimistisch. Mit Ausnahme der Aufhebung des Mindestkurses waren sogar kaum realwirtschaftliche Reaktionen messbar.

Am Ende entpuppten sich die Prognosen allesamt als zu pessimistisch.

So ist in der jüngeren Vergangenheit kein signifikanter Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Investitionswachstums und dem von der Credit Suisse errechneten «politischen Unsicherheitsindex» mehr ersichtlich (siehe Grafik). In Anlehnung an die Arbeiten von policyuncertainty.com wurde dafür die Anzahl Meldungen im entsprechenden Kontext in der Schweizer Medienlandschaft gezählt.

Das bedeutet nicht, dass politische Entscheidungen für das Verhalten von Unternehmen irrelevant sind. Die zu erwartende Zurückhaltung bei Investitionen traf nur deshalb nicht ein, weil die Unternehmen sorgfältig abwägen, wie gross die Umsetzungschance eines politischen Entscheids ist und wie sich dieser konkret auf das Tagesgeschäft auswirken wird. Solange keine konkreten und unmittelbaren Veränderungen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen bevorstehen, warten die Unternehmen einfach ab. Sie bereiten sich zwar durchaus auf Extremszenarios vor, treffen aber keine voreiligen Entscheidungen.

42 Prozent sehen keinen Handlungsbedarf

Dieses Verhalten lässt sich eindrücklich mit Unternehmensbefragungen belegen. Nur wenige Monate nach der Annahme der MEI schätzten mehr als 75 Prozent der von der Credit Suisse in Zusammenarbeit mit procure.ch befragten Teilnehmer der Einkaufsmanagerumfrage die Wahrchein-

lichkeit als «hoch bis sehr hoch» ein, dass die bilateralen Verträge nach dem 9. Februar 2017 noch in Kraft sein werden. Eine Umfrage des Dachverbands Economiesuisse kam zum Schluss, dass 57 Prozent der Unternehmen zwar eine Eventualplanung erstellten, aber zuerst einmal abwarten. Weitere 42 Prozent sahen keinen unmittelbaren Handlungsbedarf.

Anders präsentierte sich die Lage nach der Aufhebung der Wechselkursuntergrenze durch die SNB: Diese wurde von den Firmen laut Umfragen als unumstösslich aufgefasst, kaum ein Unternehmen ging von einer baldigen Abwertung des Frankens aus. Entsprechend rasch reagierten sie: Bereits vier Monate nach der Frankenaufwertung kauften beinahe zwei Drittel der befragten Unternehmen mehr in Euro ein als vorher, die Preispolitik wurde angepasst, Stellen wurden abgebaut.

Populismus hat wenig Wirkung

Für die Güte von Prognosen nach politischen Entscheiden ist es darum wichtig, die Einschätzung durch die Wirtschaftsakteure zu kennen. Sich auf eine diffuse politische Unsicherheit – wie sie anhand von Medienberichten gemessen werden kann – abzustützen, greift zu kurz.

Anders gesagt: Ist ein politischer Entscheid schwer fass- und umsetzbar sowie mit einem offenen Zeithorizont versehen – was insbesondere bei populistischen Forderungen häufig der Fall ist –, dürfte seine Wirkung auf die Realwirtschaft gering sein, obwohl er in den Medien dominiert. □

Claude Maurer ist Ökonom der Credit Suisse.

Download: Der «Monitor Schweiz» der Credit Suisse widmete sich im zweiten Quartal 2017 dem Thema «Wirtschaft vom politischen Wirbel unbeeindruckt» und ist im Internet kostenfrei erhältlich unter www.credit-suisse.com/research

Mehr Innovation, mehr Wohlstand

Skeptiker des technologischen Fortschritts befürchten die Ersetzung des Menschen durch die Maschine. Historische Daten zeigen jedoch: Es ist immer gelungen, das Morgen noch ein wenig besser zu gestalten als das Heute.

Von Pascal Bührig und Sara Carnazzi Weber



Nehmen uns die Roboter die Arbeit weg? Demonstration vor der Abstimmung für ein bedingungsloses Grundeinkommen am 30. April 2016 in Zürich.

Begriffe wie «Automatisierung» oder «Roboterisierung» sprechen manche Fortschrittsskeptiker nur widerwillig aus. Journalisten, Politiker oder Wissenschaftler sehen im Einsatz künstlicher Intelligenz oder der Kommunikation unter Computern in Arbeitsprozessen eine Gefahr für das Beschäftigungsniveau. Die Angst vor dem vollständigen Ersatz menschlicher Arbeit und die fundamentale Skepsis gegenüber technologischem Fortschritt sind nicht neu.

Der Zukunftstheoretiker und Ökonom Jeremy Rifkin gehört zu den bekanntesten Vertretern dieser Skeptikerzunft. Bereits 1995 sah er in seinem Bestseller «The end of work» die menschliche Arbeit und nichts weniger als die marktwirtschaftliche

Ordnung am Ende. Selbst für den historisch prominentesten Kritiker des Kapitalismus, Karl Marx, waren solche Befürchtungen zentral. In seinem Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate nahm Marx an, dass sich Unternehmen mit technologischem Fortschritt selbst ihre Grundlage entzögen. Der fortschreitende Einzug maschineller Produktion schaffe selbst keinen Mehrwert, sondern viel eher Massenverelendung unter den zahlreich werdenden Arbeitslosen, so der Wirtschaftstheoretiker.

Aber auch heute und auch in der Schweiz werden die Zweifel lauter. Die Volksinitiative «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen», über die der Souverän am 5. Juni 2016 befand, stand ganz im >

Zeichen des wirtschaftlichen Wandels. Unter anderem müsse die Schweiz der nahenden Beschäftigungsinstabilität durch Automatisierung mit der Sicherung eines Mindesteinkommens vorbeugen, fanden die Initianten.

Überraschend ist allerdings, dass sich Ökonomen in der Theorie über Ideologien hinweg bezüglich der Vorteile von Innovation grundsätzlich einig sind. Diese wird in der Regel als allseitiger Wohlstandsgewinn betrachtet. Günstigere Prozesse führen zu direkten Einsparungen bei Produzenten oder Konsumenten, bisher gebundene Ressourcen können für neue Investitionen verwendet werden und halten den Kreislauf in Schwung. Und da nur Ressourcen knapp sind, nicht aber unsere Bedürfnisse, liesse sich gespartes Geld auch sinnvoll nutzen. Die wirklich gute Nachricht: Ein Blick auf die schweizerische Wirtschaftsgeschichte erlaubt den Schluss, dass diese Hypothese näher an der Realität ist als diejenige mancher Schwarzseher.

Summe war immer positiv

Trotz aller vermeintlich zerstörerischen Innovationen, die das 20. Jahrhundert gebracht hat, sind sowohl die Anzahl Erwerbstätiger als auch die Reallöhne gewachsen – nach dem Zweiten Weltkrieg jeweils sogar stärker als die Bevölkerung selbst (siehe Grafik). Grössere Einbrüche gab es durch die Folgen des Krieges, der Grossen Depression und durch die Aus-

wirkungen der Ölkrise. Bei einem genaueren Blick in die Daten werden starke Wanderungen von Wirtschaftssektor zu Wirtschaftssektor ersichtlich, die von den jeweiligen Umwälzungen vorangetrieben wurden, offensichtlich aber in der Summe immer eine positive Beschäftigungsdynamik mit sich brachten. So hat sich die Beschäftigung im primären Sektor der Schweiz zwischen 1860 und 1960 zwar knapp halbiert, im zweiten und dritten Sektor hat sie sich dafür mehr als verdreifacht.

schaftliche Möglichkeiten, die sich auch in der Beschäftigungs- und Reallohnentwicklung positiv niederschlugen; mit dem Vorbehalt, dass heute wie damals nicht alle Einkommensschichten umgehend und gleich stark durch die Technologie bedroht sind und waren.

Chance für Entwicklungsländer

Das Gesundheitswesen beispielsweise wird zwar unterdurchschnittlich von Automatisierung und intelligenten Systemen betroffen sein, trotzdem werden sie die Qualität

Wo Ressourcen zur Verfügung stehen, werden sie in neue Projekte investiert und ziehen sie Schaffenskraft an.

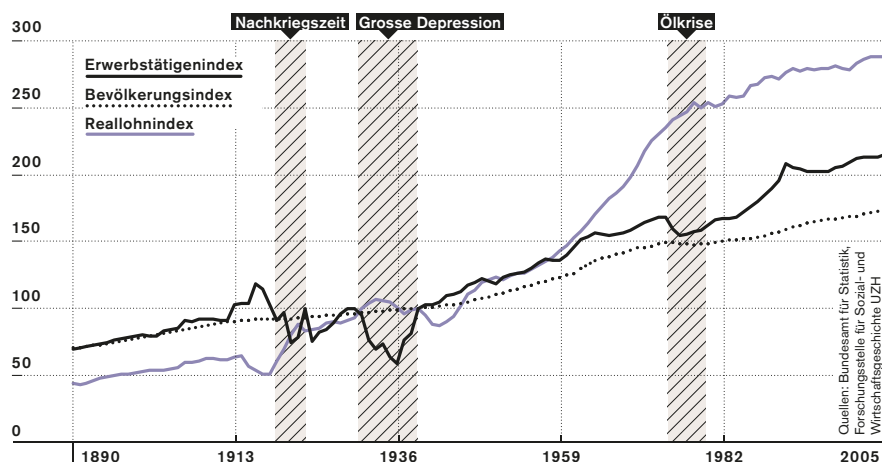
Egal, welche Markteinführung von neuer Technologie in Produktion, Kommunikation oder Transport man auf der historischen Achse betrachtet, die radikalen Veränderungen brachten stets neue Berufe oder Verschiebungen zu neuen Berufsbildern hervor. Keine der drei bisherigen industriellen Revolutionen hat dazu geführt, dass ganze Sektoren den Maschinen anheimgefallen wären. Studien belegen, dass die Technologie heute wie damals definierte Routineaufgaben automatisiert. Die jeweils neue Zusammenarbeit von Mensch und Maschine erschloss stets neue wirt-

und Effizienz der Dienstleistungen deutlich verbessern können. Weiter wird es aufgrund der Dezentralisierung des Arbeitsplatzes (Teilzeit, Home Office, Co-working) und dank Fortschritten in der Internetnutzung möglich sein, Ressourcen wie Fläche oder Transportmittel schonender zu nutzen. Besonders bedeutsam werden solche Potenziale auf internationaler Ebene. Gerade die Verfügbarkeit globaler Technologien wie Mobilfunk und Internet hat den Entwicklungsländern eine Grundlage dafür geschaffen, die jeweiligen Wettbewerbsvorteile gegenüber Industrienationen weiter auszubauen und so Millionen aus der Armut zu holen.

Bei aller Komplexität des Menschen ist er doch immer einem einfachen Grundsatz gefolgt: Wo Ressourcen zur Verfügung stehen, werden sie in neue Projekte investiert und ziehen sie Schaffenskraft an, um das Morgen noch ein wenig komfortabler zu gestalten als das Heute. Egal, wie sich der Fortschritt in den kommenden Jahrzehnten manifestiert oder wie weit künstliche Intelligenz sogar Entscheidungsprozesse übernimmt: Der urmenschliche Drang nach Erfüllung immer neuer Bedürfnisse wird wohl kaum so schnell durch ein Computerprogramm gelöscht werden. □

Die Arbeit geht nicht aus

Entwicklung von Reallohn, Anzahl Erwerbstätiger und Bevölkerung in der Schweiz 1890–2005



Pascal Bührig und Sara Carnazzi Weber

arbeiten in der Sektor- und Regionenanalyse Schweiz bei der Credit Suisse.



VANUATU & AUSTRALIEN

Das Paradies am Rande der Welt

IHRE REISE VOM 3. – 26. JUNI 2018

- 1.-2. TAG: ZÜRICH – SYDNEY, AUSTRALIEN**
Flug mit Singapore Airlines von Zürich nach Sydney, wo Sie am nächsten Tag landen.
- 3. TAG: SYDNEY, AUSTRALIEN**
Stadtrundfahrt mit Führung in der Sydney Opera. Abends Hafenrundfahrt mit Dinner zur «Vivid Sydney».
- 4. TAG: SYDNEY – PORT VILA, VANUATU**
Flug von Sydney nach Port Vila.
- 5. TAG: PORT VILA, VANUATU**
Einschiffung auf die Silver Discoverer (Abfahrt 17.30 Uhr).
- 6. TAG: PENTECOST- & AMBRYM ISLAND, VANUATU**
Sie gehen zum ersten Mal mit den Zodiacs an Land, um Zeuge bei einem der ungewöhnlichsten religiösen Bräuche im ganzen Südpazifik zu werden: einem Männlichkeitsritual. Die jungen Männer stürzen sich kopfüber von einer speziellen über 30 m hohen Turmkonstruktion, nur an den Füßen an einer Liane befestigt, die als ein wenig nachgiebiges «Bungeeseil» dient, in die Tiefe. Am Nachmittag besuchen Sie Ambrym. Bei den Einheimischen wird sie die Insel der Magie genannt. An Land erwartet Sie eine Vorführung des typischen «ROM» Tanzes (6–12 Uhr & 14–22 Uhr).
- 7. TAG: MAKURA ISLAND, VANUATU**
Die kleine Insel Makura mit ihren steilen Hängen ist der Gipfel eines Urvulkans (6.30 – 16 Uhr).
- 8. TAG: ANIWA & TANNA ISLAND, VANUATU**
Vor Aniwa Island, einer kleinen erhöhten Korallenplattform erwartet Sie ein Schnorchelrevier. Am Nachmittag erreichen Sie Tanna. Der schwarze Sandstrand ist ein Hinweis auf die vulkanische Aktivität der Insel. Die Einheimischen führen traditionelle Tänze auf und geben Einblicke in ihren Alltag. Mit 4-WD-Fahrzeugen erreichen Sie abends den Gipfelbereich des Mount Yasur, dem am besten zugänglichen und explosivsten Vulkan der Welt. Die Kraft unter Ihren Füßen wird sie ebenso in ehrfurchtsvolles Staunen versetzen wie das unvergessliche Naturfeuerwerk am Abend. (7–12 Uhr & 14.30–21.30 Uhr).
- 9. TAG: ANEITYUM & MYSTERY ISLAND, VANUATU**
Das Innere von Aneityum ist bergig und bewaldet. Entlang der Küste kontrastieren Pinienplantagen mit Kokospalmen, weissen Sandstränden und Korallenriffen. Die Insel eignet sich hervorragend zum Wandern. Mystery Island lädt zum Entspannen am Strand oder zum Schnorcheln ein (6.30–11.30 & 12–16 Uhr).
- 10. TAG: NOUMEA, NEUKALEDONIEN**
Noumea begann als Strafkolonie, aber der Rohstoffreichtum der Insel hat viele Siedler angezogen. Das Stadtzentrum ist geprägt von mehreren Kirchen. Ein architektonisches Highlight ist das Kulturzentrum Tjibaou (13.30–22 Uhr).

- 11. TAG: ILE DES PINS, NEUKALEDONIEN**
Besonderes Merkmal der Insel sind die Neukaledonien-Kiefern. Die Strände gehören zu den Schönsten im Südpazifik (7–12.30 Uhr).
- 12.–13. TAG: ÜBERQUERUNG DES KORALLENMEERES**
Geniessen Sie zwei entspannte Tage an Bord.
- 14. TAG: BUNDABERG, AUSTRALIEN**
Hauptexportartikel ist Rohrzucker, Bundaberg Rum hat die Stadt populär gemacht. Sie besuchen die Rumpfrik (13.30–20 Uhr).
- 15. TAG: FRASER ISLAND, AUSTRALIEN**
Fraser Island gehört zum UNESCO Weltkulturerbe und ist mit 1.840 km² die grösste Sandinsel der Welt ist. Baden Sie im kristallklaren Wasser und tauchen Sie im Herzen der Insel in die Ruhe des Regenwaldes ein (6–17 Uhr).
- 16. TAG: GREAT KEPPEL ISLAND, AUSTRALIEN**
Great Keppel Island ist ein Naturschutzgebiet mit üppiger Flora und Fauna. Delfine und Buckelwale tummeln sich in der Bucht (ideale Jahreszeit!). Auf einer Buschwanderung sichten Sie mit etwas Glück Opossums, Seeadler und Kookaburras (9–22 Uhr).
- 17. TAG: WISTARI REEF, AUSTRALIEN**
Das natürliche Korallenriff am Great Barrier Reef ist einer der besten Orte, um die Unterwasserwelt dieser Erde zu erleben.
- 18. TAG: WHITSUNDAY ISLANDS, AUSTRALIEN**
Whitehaven Beach ist der wohl am meisten fotografierte Strand Australiens. Das Farbspiel des schneeweissen, aus Silizium bestehenden Sandes, und des blau schimmernden Wassers ist umwerfend schön (12–18 Uhr).
- 19. TAG: TOWNSVILLE, AUSTRALIEN**
Der historische «Mrs. Smith's Parlour» ist speziell für Sie geöffnet – geniessen Sie einen Morgentee mit lokalen Spezialitäten.
- 20. TAG: CAIRNS – SYDNEY, AUSTRALIEN**
Ausschiffung. Flug von Cairns nach Sydney.
- 21. TAG: SYDNEY, AUSTRALIEN**
Zur freien Verfügung. Abends gemeinsames Farewell-Dinner.
- 22. TAG: BLUE MOUNTAINS NAT. PARK, AUSTRALIEN**
Das verdunstende Eukalyptusöl verleiht den Bergen die aussergewöhnliche blaue Farbe. Markantestes Merkmal sind die «Three Sisters», eine ganz besondere Felsformation. Auf dem Rückweg besuchen Sie den Wildpark mit endemischer Tierwelt.
- 23. TAG: SYDNEY-ZÜRICH**
Rückflug nach Zürich via Singapur. Ankunft am nächsten Tag.

24 TAGE
AB CHF 17980.–

- ▶ explosive Vulkane
- ▶ mutige Lianenspringer
- ▶ unberührte Unterwasserwelt
- ▶ alle Ausflüge inbegriffen
- ▶ All Inclusive an Bord

KUONI CRUISES
REISELEITUNG



Ihr Schiff: Silver Discoverer *****

Alle inclusive ist auf diesem Schiff Standard. Die Silver Discoverer ist die perfekte Yacht, um in den pazifischen Gewässern zu navigieren. Dank der Zodiac-Schlauchboote können die Gäste selbst die abgeschiedensten Orte entdecken. Ein erfahrenes englisch- und deutschsprachiges Expertenteam teilt sein Wissen an Bord wie auch an Land. Die hervorragende Küche und der persönliche Service (inkl. Butlerservice) runden den Aufenthalt an Bord perfekt ab.

TECHNISCHE DATEN:
Baujahr: 1989/letzte Modernisierung 2017,
BRZ: 5218, Länge: 102.9 m, Breite: 15.4 m,
Passagiere: 120, Crew: 96, Bordsprache:
Englisch

BERATUNG & BUCHUNG unter Tel. **044 277 52 00**
direkt bei den Spezialisten von **Kuoni Cruises** oder in jeder **Kuoni Filiale**.

Lastminute!
Exklusive
Kuoni Sonder-
aktion

- CHILENISCHE FJORDE**
VOM 5. – 23.11.2017
ab CHF 10350.– pro Person
- ANTARKTIS MIT SÜDGEORGIEN**
VOM 17.11. – 10.12.2017
Schiff: Silver Explorer*****
alles inklusive, ab/bis Schweiz
ab CHF 19890.– pro Person

MEHR LEISTUNG GEHT NICHT:

- ▶ AN/ABREISE: Linienflüge mit Singapore Airlines Zürich-Singapur-Sydney retour; lokale Flüge Sydney-Port Vila/Cairns-Sydney, alle in Economy Class inkl. Taxen und 1 Freigepäck. Alle Transfers.
- ▶ LANDPROGRAMM: Sydney: 5 Übernachtungen im Luxushotel Shangri-La inkl. Frühstück, Darling Harbor Ausblick, Stadtrundfahrt, Tagesausflug Blue Mountains mit Mittagessen, Hafenrundfahrt mit Abendessen, Farewell-Abendessen. Vanuatu: 1 Übernachtung im guten Mittelklasshotel Warwick Le Lagon, Port Vila, inkl. Frühstück.
- ▶ EXPEDITION: 16 Tage/15 Nächte in der gebuchten Kabinenkategorie, All Inclusive: Vollpension, alle Getränke (einschliesslich Champagner, erlesener Weine, Spirituosen und Minibar), Butlerservice, Trinkgelder, Hafentaxen, alle Landausflüge, Besichtigungen, Schnorchelausrüstung, deutsch- und englischsprachige Lektoren, Vorträge.
- ▶ Kuoni Cruises Reiseleitung ab/bis Schweiz, Info-Veranstaltung vor der Reise

IHRE REISE VOM 3. – 26. JUNI 2018 AB/BIS ZÜRICH
Frühbucherpreise pro Person gültig bis 31.8.2017

KABINENKATEGORIE	DOPPELBELEGUNG	EINZELBELEGUNG
Explorer Suite (Deck 3)	CHF 17 980.–	CHF 31 590.–
View Suite (Deck 4,5)	CHF 19 980.–	auf Anfrage
Vista Suite (Deck 6)	CHF 22 190.–	auf Anfrage
Veranda Suite (Deck 6, m. Balkon)	CHF 24 490.–	auf Anfrage

Limitierte Verfügbarkeit zu diesen Preisen. Routenänderungen bleiben vorbehalten.

NICHT IM PREIS INBEGRIFFEN: Getränke der gesonderten Bar-/Weinkarte an Bord. Alle nicht erwähnten Mahlzeiten, Getränke an Land, Trinkgeld für lokale Reiseleiter/Fahrer. Zuschlag f. Business-Class-Flüge ab ca. CHF 5 500.–, buchbar ab 320 Tage vor Rückflugdatum. Persönl. Ausgaben, Versicherung. Buchungsgebühr CHF 60.– pro Auftrag.



Urs Hölzle



Urs Hölzle Cloud

Urs Hölzle Google

Urs Hölzle Schweiz

Was bringt die Digitalisierung der Welt? Was kommt als Nächstes? Und warum fürchten wir uns vor dem Fortschritt?

Antworten von einem, der ganz vorne dabei ist: Urs Hölzle, Schweizer im Silicon Valley und Mitarbeiter Nummer 8 von Google.

Von Simon Brunner und Michael Kroboth (Interview) und Dan Cermak (Fotos)

Kein anderer Schweizer hat die digitale Revolution so stark und hautnah mitgeprägt wie Urs Hölzle, 53, aus Liestal. Als «tech guru» bezeichnete «Business Insider» den achten Mitarbeiter von Google, für das Schweizer Fernsehen ist er schlicht «der wichtigste Schweizer im Silicon Valley».

Der promovierte Informatiker war von Anfang an ein enger Vertrauter der Google-Gründer Larry Page und Sergey Brin. Er baute ab 1999 die Computer-Infrastruktur hinter der Suchmaschine auf, daraus sind die heute effizientesten Datacenter der Welt geworden.

Doch das genügte nicht. 2013 löste Hölzle mit einer Hausmitteilung eines der legendären «Urs-Quakes» aus (Wortspiel mit Urs und *earthquake*, Erdbeben). Damals schrieb Hölzle an seine Kollegen, er und sein Team würden in nächster Zeit weniger Zeit für deren Probleme haben, denn sie müssten sich um Wichtigeres kümmern. Es gelte, die Google-Server für externe Kunden einzurichten, diese Cloud könne ein grösseres Geschäft werden als die Anzeigen (die damals 92 Prozent der Einnahmen ausmachten).

Urs Hölzle erscheint *ungoogle-like* zum Interviewtermin, die Bügelfalten von Hemd und Hose sind perfekt – es folge ein wichtiger Termin in Bern, sagt der Pressebetreuer ein wenig verlegen. Doch auf Brillant-Ohring und die roten Socken, sein langjähriges Markenzeichen, hat er nicht verzichtet. Warum eigentlich rote Socken? Das weiss bei Google niemand mehr so genau. Urs Hölzle spricht Basler Dialekt mit amerikanischer Färbung, er empfängt am neuen Google-Standort an der Europaallee in Zürich. Die Büros sind symbolträchtig in den ehemaligen Räumlichkeiten der Schweizerischen Post untergebracht.

Herr Hölzle, beim Börsengang von Google wurde den zukünftigen Aktionären versprochen, das Leben von so vielen Menschen wie möglich zu verbessern. Das war 2004 – haben Sie das geschafft?

Wir betreiben sieben Applikationen, jede davon wird jeden Monat von einer Milliarde >

Menschen genutzt. Dazu gehören die Google-Suche, YouTube oder Gmail. Das ist toll und ich hoffe, wir können diesen Nutzerinnen und Nutzern damit helfen. Und doch stehen wir auf eine gewisse Art erst am Anfang.

Alphabet, wie der Mutterkonzern von Google unterdessen heisst, ist heute die zweitwertvollste Firma der Welt. Und das soll der Anfang sein?

Schauen Sie die Welt von vor zehn Jahren an – all die Dinge, die heute selbstverständlich sind, die es noch nicht gab: kein Smartphone, kein Instagram, Gmail war am Anfang, wie auch YouTube oder Facebook. Netflix versandte DVDs. Und das Tempo der Neuerungen wird weiterhin hoch bleiben: 2027 werden wir Dinge nutzen, für die wir heute noch gar keinen Namen haben.

Bereits um 1900 erlebte die Welt einen enormen Innovationsschub, der dann aber schnell abebbte. Warum wissen Sie, dass es jetzt so weitergeht?

Wir kannten das Internet seit 1995 und 2007 dachten wir, es sei nun erwachsen. «Jetzt passiert nicht mehr viel», war die gängige Meinung. Und dann kam das Smartphone! Ich bin felsenfest überzeugt: Die Veränderungen in den nächsten zehn Jahren werden enorm.

Worin bestand eigentlich Ihre Aufgabe in den legendären Anfangszeiten von Google?

Mein erster Jobtitel war *Search Engine Mechanic*. In jenen Zeiten kämpften wir Woche für Woche um Serverkapazität und Rechenleistung, wir wuchsen rasend schnell.

Sie bezeichneten sich als Mechaniker?

Ständig war alles kaputt und ich und meine Kollegen mussten es flicken.

Heute ist es ruhiger?

Auf diesen Moment warte ich seit 1999. Gerade die letzten zwei Jahre waren sehr turbulent. Ein Problem, das zurzeit das ganze Valley beschäftigt, ist das Ende des Mooreschen Gesetzes: Lange konnte man sich darauf verlassen, dass sich die Chipgeschwindigkeit alle 18 Monate verdoppelt. Doch das hört langsam auf. Wir haben Glück, wenn wir noch 20 Prozent mehr Speed bekommen. Doch das reicht nicht!

Unsere heutigen Handys haben mehr Rechenleistung als die erste Rakete, die auf den Mond flog – für was brauchen wir noch mehr Leistung?

Zum Beispiel für die Steuerung von Geräten mit Spracheingabe, die zurzeit gross im Kommen sind. Diese Technologie basiert auf künstlicher Intelli-

«Ständig war alles kaputt, und ich und meine Kollegen mussten es flicken.»

genz und kann selbst lernen. Aber das braucht viel Leistung.

Viele Geräte beherrschen heute die Spracherkennung.

Ja, vor etwa vier Jahren erzielten wir einen Durchbruch. Alle waren begeistert. Dann überlegten wir, wie viel Rechenleistung wir benötigen, wenn die damals etwas mehr als eine Milliarde Android-Nutzer das Feature täglich drei Minuten nutzen. Die Antwort: Wir hätten die Anzahl unserer Datacenter verdoppeln müssen. Diese drei Minuten hätten uns so viel gekostet wie alles andere, was Google tut, inklusive YouTube und Gmail. Und das für ein Feature, mit dem wir kein Geld verdienen!

Sie wählten einen anderen Weg.

Wir bauten neue Computerchips. Ich will Sie nicht mit technischen Details langweilen, aber diese Chips sind wie hochgezüchtete Rennwagen: Sie können etwas irrsinnig gut, sonst aber nichts. Mit diesen Chips geht das sogenannte *machine learning* 50-mal schneller als mit herkömmlicher Hardware. Hätten Sie mich vor fünf Jahren gefragt, ob wir einmal spezielle Chips bauen für die Spracherkennung, hätte ich gesagt: Nie im Leben.

Google hat in unzähligen Bereichen Neuland betreten. Vieles, was Sie tun, hat vor Ihnen noch nie jemand probiert. Wie fühlt sich das an?

Zunächst einmal klingt das besser, als es ist. Wir würden gerne öfters auf Bestehendes zurückgreifen, aber bei vielen Dingen waren wir gezwungen, dieseselbst zu erfinden, da es schlicht keine Variante B gab. >



Urs Hölzle, 53, ist einer der wenigen Senior Vice Presidents bei Google. Er verantwortet die globale Infrastruktur der amerikanischen Internetfirma.

Wenn Sie sich an eine scheinbar unlösbare Aufgabe heranwagen, woher nehmen Sie die Gewissheit, dass es klappen wird?

Mir gefällt dieser Spruch: «Wer sich realistisch einschätzt, ist depressiv.» Man muss seine Chancen etwas überschätzen, sonst beginnt man nie ein neues Projekt, das ist eine Art Schutzmechanismus. In den USA ist man bisweilen zu optimistisch: Alles ist *great*, was natürlich auch nicht stimmt, aber mir als skeptischem Schweizer tut diese Geisteshaltung gut. Heute kann ich mich sehr gut selbst belügen, gerade bei extremen Projekten.

Dieses stete Suchen nach dem nächsten grossen Ding muss Unsummen verschlingen.

In der Informatik sind Experimente gar nicht mal so teuer. Für den Spracherkennungschip reichte vorerst ein Dreierteam, das fünf verschiedene Chipdesigns entwickelte und wusste, dass diese mit hoher Wahrscheinlichkeit eine 20- bis 60-fache Verbesserung herausholen. Erst dann haben wir entschieden, richtig gross in das Projekt zu investieren.

Selbstfahrende Autos und Flugzeuge, ewiges Leben, Lösung des Energieproblems: Bei Google muss die nächste Erfindung immer so revolutionär sein wie die Mondlandung. Warum eigentlich?

Larry Page, der Google-Mitgründer, erklärte einmal: Probiert du etwas Bescheidenes, hast du zwei Probleme. Hast du Erfolg – *no big deal*, es interessiert niemanden. Hast du aber keinen Erfolg, bist du wirklich gescheitert. Anders beim *moon shot*: Funktioniert er, war er den Aufwand wert und entschädigt er für zehn missglückte Versuche. Gelingt er nicht, hast du vermutlich etwas Wichtiges gelernt. Und zuletzt: Nimmst du dir vor, ein Produkt zehnmal besser zu machen, aber schaffst «nur» eine Verdoppelung, ist das immer noch sehr gut. Nimmst du dir aber eine Verbesserung von 10 Prozent vor und erreichst zwei – well ...

Die Kehrseite des Innovationsschubs ist die Sorge vieler Menschen um ihre Stelle. Wenn alles digitalisiert und roboterisiert ist, gibt es dann noch genügend zu tun für uns alle?

Die Angst ist real und verständlich. Blicken wir aber auf die letzten 250 Jahre zurück, dann sind die aktuellen Umwälzungen nichts Neues. Im 19. Jahrhundert war die Mehrheit der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig – und Ende des 20. Jahrhunderts? Drei Prozent? Und es will niemand zurück zur anstrengenden Arbeit auf dem Acker. Es kam also für die allermeisten Menschen gut heraus.

Die vierte industrielle Revolution ist anders. Die Entwicklung läuft viel schneller.

Die aktuelle Umwandlung mag rascher und tiefgreifender sein als in der Vergangenheit, aber ich bin trotzdem zuversichtlich, dass es gut kommt. Es gab immer schon tiefgreifende Veränderungen – ob in der Landwirtschaft, mit der Dampfmaschine, beim Auto, im Telekom- oder Computerbereich – und bisher haben alle langfristig das Leben verbessert. Auch dieses Mal werden gewisse Sachen schiefgehen, aber es ist fast unmöglich, vorherzusagen, welche. Die zentrale Frage lautet: Sind wir eher optimistisch oder pessimistisch?

Frustriert es Sie, wenn die Menschen Ihrem Zukunftsoptimismus nicht folgen wollen?

Die Welt ist durch den Fortschritt doch immer ein bisschen besser geworden, mit weniger Armut, mit weniger Menschen, die in Kriegen sterben. Ob wir uns die letzten 50 Jahre anschauen – oder 200 Jahre, 2000 Jahre: Wissenschaft und Technik



Urs Hölzle mit Hund Yoshka in den Anfangszeiten (2002) von Google in Mountain View, Kalifornien.

hatten insgesamt einen überwältigend positiven Effekt. Wieso sollte sich das jetzt ändern? Warum sind wir bloss so pessimistisch, insbesondere in Europa? Statistisch betrachtet macht der Pessimismus keinen Sinn. Wir sollten viel optimistischer sein.

Sind Sie am Ende ein Utopist?

Ich bin da gleicher Ansicht wie Larry Page. Er antwortete darauf einmal: «Nein, den Begriff finde ich zu negativ besetzt. Ich bin einfach Optimist. Ist das so schlimm?»

«Die Welt ist durch den Fortschritt doch immer ein bisschen besser geworden.»

Ein zentrales Versprechen der Digitalisierung ist, dass wir produktiver werden. Seit ein paar Jahren ist das in vielen westlichen Ländern nicht mehr der Fall. Das stimmt, doch diese wirtschaftliche Kennzahl ist schwierig zu messen. Beispiel Handyproduktion: Eine Fabrik steigert die Produktion und fertigt immer mehr Geräte pro Stunde an. Doch weil es viel Wettbewerb gibt, sinkt der Ladenpreis. In Dollar pro Angestellten sieht man also keine Zunahme der Produktivität, aber misst man den Output an Handys pro Arbeitnehmer sieht es ganz anders aus.

Neben der Sorge um den Arbeitsplatz gibt es auch die generelle Skepsis gegenüber den neuen Technologien. Verstehen Sie das?
Auf jeden Fall. Überall im Leben macht Veränderung Angst. Sei es ein neuer Wohnort, ein neuer Job oder Kinder, die ins Leben treten: Wir haben eine Abneigung gegen das Neue, vielleicht stammt das von unseren Ururahnen: Für schutzlose Jäger und Sammler sind Veränderungen potenziell sehr gefährlich.

Die neue Gefahr ist nicht nur imaginär: Die Anzahl an Cyberdelikten nimmt zu, wie auch das virtuelle Mobbing. Autonome Autos können gebackt werden. Die Liste ist lang.
Auch hier haben Sie recht – doch wir in Kalifornien haben bisweilen das Gefühl, in Europa gebe es eine *innovation by permission*. Zuerst stellt man Regeln auf, dann dürfen Sie etwas erfinden. Doch so geht es nicht. Leben Sie im Zeitalter der Kutschen, können Sie keine Regeln für Autos formulieren. Die meisten grossen Innovationen der

Menschengeschichte haben auch ein zufälliges Element wie das Penicillin, das in einem Schimmelpilz wuchs, als der Forscher Alexander Fleming in den Ferien war. Man darf den Fortschritt nicht zugrunde regulieren.

Die neuen Technologien können sich sehr schnell verbreiten – dementsprechend gross ist ihr Gefahrenpotenzial.

Gerade bei der künstlichen Intelligenz ist schon der Name furchteinflössend. Nun schlug ein Computer von uns auch noch den besten Go-Spieler der Welt [Go ist ein Brettspiel, das in Asien stark verbreitet ist und als sehr komplex gilt, *Anm. d. Red.*]. Ich verstehe, dass man das Gefühl hat, Computer könnten alles. Ehrlich gesagt: Ich bin eher davon überrascht, wie wenig sie können. Aber darüber spricht man wenig.

Was meinen Sie?

Computer können zwar in Röntgenbildern Krebs erkennen, aber was ein Zebra ist, erfassen sie nicht wirklich. Wir sind stolz darauf, dass Sie Ihre Fotosammlung nach «Zebra» durchsuchen können. Dafür mussten wir unsere Computer mit Millionen Bildern füttern. Doch es ist möglich, mit Algorithmen relativ wenige Pixel in einem Zebra-Bild zu ändern, und der Computer meint, es sei ein Rennauto. Dreijährige verstehen besser, was das Tier wirklich ausmacht, und sie lernen es schneller: Man zeigt ihnen dreimal ein Bild und es sitzt. Ob der Computer je auf dieses Level kommt, ist alles andere als klar.

Bei all diesen Umwälzungen: Wie sollte eigentlich ein junger Mensch heute seine Karriere planen?

Trends hin oder her: Zuerst muss man etwas tun, das einen interessiert, sonst wird man nicht glücklich. Ausserdem muss einem bewusst sein, dass man eine Stelle nicht auf Lebenszeit hat – das gibt es nicht mehr. Und sogar wenn man in einem Job bleibt, wie ich seit 18 Jahren bei Google, tut man ständig etwas Neues.

Ihr neuestes Projekt ist die Cloud. Schon 2013 prophezeiten Sie, diese habe das grössere Potenzial für Google als das Anzeigenbusiness. Was macht Sie so sicher?

Weil ich überzeugt bin, dass die ausgelagerte IT in wenigen Jahren viel wichtiger sein wird als die IT in den Firmen selbst. Da bin ich 99,9 Prozent sicher.

Was ist das eigentlich genau, diese Cloud?

Das ist eine Welt, in der die Computer sehr klein sind, wie ein Smartphone oder ein simpler >

Laptop, oder sehr gross, wie ein Datacenter. In der Mitte gibt es nichts mehr, vor allem keine PCs. Haben Sie anspruchsvolle Dinge zu erledigen wie Ihre Foto- oder Videosammlung zu managen, muss das Kleine mit dem Grossen verbunden sein. Die Verbindung ist das Internet. Dann kann das Kleine plötzlich alles, was das Grosse auch kann, und sein Speicherplatz ist fast grenzenlos. Ein weiteres Vorteil ist, dass von allem automatisch eine Sicherheitskopie erstellt wird – sie können das Telefon oder den Laptop also problemlos verlieren. Auch darum ist die Sicherheit höher in der Cloud.

Es ist sicherer, die Daten auszulagern?

Ja. Obwohl viele Leute heute noch das Gegenteil befürchten. Keine fünf Jahre und es wird genau umgekehrt sein: Jeder wird wissen, dass man ein bedeutendes Risiko eingeht, wenn man die Daten nur lokal speichert oder eine Firma einen eigenen Serverraum betreibt.

Warum?

Ich brauche ein Chromebook von uns, aber es gibt auch andere Lösungen. Bei diesen Laptops ist wenig lokal gespeichert und sie laufen auf einer sehr einfachen Software, die automatisch aktualisiert. Beim Aufstarten überprüft der Chip, dass Sie das originale Betriebssystem verwenden, sonst passiert gar nichts – es ist also fast unmöglich, einen Virus zu laden. Sie brauchen keine Virussoftware, aber auch keinen Systemadministrator, das erledigt die Cloud. Und weil diese das für unzählige Rechner tut, ist es viel besser und billiger, als das eine einzelne Firma je könnte. 60 Prozent der Schulen in den USA brauchen Chromebooks, da sie einen grossen Kostendruck haben. Der Laptop kostet 300 Dollar und die Unterhaltskosten sind: null. Das Business wird folgen.

Aber diese Cloud-Computer funktionieren doch nur, wenn ein Internetanschluss zur Verfügung steht.

Das ist richtig – nur dann können Sie Daten mit dem Server austauschen. Doch ich möchte noch erwähnen: Die Cloud ist auch aus ökologischer Sicht eine enorme Chance.

In der Cloud sendet man ständig Daten hin und her. Das ist energieeffizient?

IT verursacht rund zwei Prozent des globalen Energieverbrauchs, das ist vergleichbar mit dem gesamten Flugverkehr. Das meiste davon fällt bei den Servern an: Betreibt eine Firma ein eigenes Mailsystem, braucht sie einen Server, der vermutlich etwas zu gross ist und in der Nacht praktisch nichts tut, aber in Betrieb bleiben muss. Und weil das E-Mailen so wichtig ist, betreibt die Firma noch



«Die Cloud ist eine Welt, in der die Computer sehr klein sind oder sehr gross.»
Im Bild: Googles Rechenzentrum in Iowa, über 10 000 Quadratmeter gross.

einen Backupserver. Der macht in 99,9 Prozent der Zeit überhaupt nichts. Ein extrem ineffizientes System. In der Cloud teilt man sowohl Auslastung als auch Backup mit allen anderen Benutzern. Gmail braucht um den Faktor 40 weniger Strom als ein eigenes Mailsystem. Je mehr man also in die Cloud verlegt, desto tiefer der Strombedarf der IT-Branche.

2017 hat Google das grosse Ziel erreicht, nur noch Strom aus erneuerbarer Energie zu nutzen – auch ein Projekt von Ihnen.

Wir sind das Unternehmen, das mit Abstand am meisten erneuerbare Energie einkauft auf der Welt, wobei der grösste Teil aus Windenergie stammt. Die Kosten für erneuerbare Energieformen haben sich glücklicherweise stark reduziert, bei Fotovoltaik ist der Preis pro Energieeinheit noch $\frac{1}{150}$ von dem, was er 1970 war – eine sehr positive Entwicklung. Ich hoffe, viele weitere Firmen werden unserem Beispiel folgen.

Wo steht Google in zehn Jahren?

Ich weiss es nicht. Man unterschätzt gerne, wie stark sich unsere Welt verändert und wie wenig wir wissen, wie es herauskommt. Vor zehn Jahren arbeiteten wir eher zufällig an Android, unserem mobilen Betriebssystem. Die Gruppe hatte intern einen schweren Stand. Heute laufen drei von vier Smartphones auf Android. Google wäre grundlegend anders, hätten wir das damals nicht getan. Was kommt nun als Nächstes? Ich habe keine Ahnung. Aber klar ist: Wir stehen erst am Anfang. □

13. November 2017
KKL Luzern

DIE DIGITALE REVOLUTION

Wo steht Europa, was bewegt die Schweiz?

www.europaforum.ch



**Rolf
Dörig**

VR-Präsident,
Swiss Life und Adecco



**Christoph
Franz**

VR-Präsident,
Roche Holding



**Doris
Leuthard**

Bundespräsidentin,
Vorsteherin des UVEK



**Patrick
Naef**

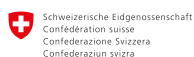
CIO & Divisional Senior
VP IT, Emirates Group



**Ulrich
Spiesshofer**

Präsident und CEO, ABB
Group worldwide

Partner



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten EDA
Direktion für europäische Angelegenheiten DEA

förderkreis 92
europa forum luzern



Building a better
working world

Medienpartner

Neue Zürcher Zeitung

Moneycab
Netzwoche
persönlich
Die Volkswirtschaft
Unternehmerzeitung

Netzwerkpartner

ICT Switzerland
Scienceindustries
SwissCognitive
Swissmem
YSUD
Zuger Wirtschaftskammer

La

Sarah Illenberger, Illustratorin
und Designerin aus Berlin:
«Happy by nature.» (Deutsch:
Von Natur aus fröhlich.)



vita

è

Neun Künstlerinnen und Künstler
zeigen hier exklusiv, wie der Ausruf
«Das Leben ist schön» für sie in
einem Bild aussieht.

bella





**Maurizio Di Iorio,
Fotograf aus Italien:**

«So stelle ich mir die Welt als
Ergebnis des menschlichen Genies
und der Phantasie vor. Wenn
du die eigene Perspektive veränderst,
erkenntst du zunehmend die
positiven Seiten von dem, was wir
als Gegenwart kennen.»



**Ana Kraš, Künstlerin
und Fotografin aus Belgrad:**

«Dies sind meine Freunde während
der Mittagspause an einem Sommertag
am Strand von Barcelona.»



**Lena Amuat und Zoë Meyer,
Künstlerinnen aus Zürich
und Bern:**
«Où finit l'infini?» (Deutsch:
Wo endet die Unendlichkeit?)



**Martin Parr, Fotograf
aus Bristol in Grossbritannien:**
«Das ist meine Frau im
Dampfraum des Seaweed-Bads
in Enniscrone, Irland. In die
urtümliche Dampfkammer
kommen Algen und heisses Meer-
wasser. Das gallertartige Wasser
sorgt für eine sehr weiche Haut.
Dieses Bad gibt es seit über hundert
Jahren, und es ist bei jedem
Besuch ein Vergnügen.»



Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus;
Lena Amuat & Zoë Meyer, Steine, 2009





**Olaf Breuning, Multimedia-
künstler aus Schaffhausen/New York:**

«In vielen meiner Werke geht es um das Leben an sich. Die Keramikarbeit mit dem Titel «Animals Look Always Good» habe ich aus purer Freude am Leben gemacht. Manchmal muss ich das tun, um mich danach wieder über etwas beklagen zu können.»

**Walter Pfeiffer,
Fotograf aus Zürich:**

«Sag mir wo die Blumen sind.»







Erwin Wurm, *Miscellaneous*, 2011, mixed media, 10 x 8 x 3 cm | 4 x 3 1/4 x 1 1/4 in, unique.
Courtesy: Middelheim Museum, Antwerp, Belgium. © 2017, ProLitteris, Zurich. Foto: Jesse Willems

**Erwin Wurm, Künstler und
Fotograf aus Wien:**

«Nur die Freiheit lässt uns
levitieren und uns über diese Welt
erheben und diese ertragen!»



**Leanne Shapton, Autorin
und Künstlerin aus New York:**

«Eine Vase mit Schnittblumen
aus dem Supermarkt erinnert mich
daran, dass eine kleine Sache – ein
Stück Natur oder Schönheit –
die Dinge verändern kann oder eine
tostlose Lage etwas erträglicher
aussehen lässt.»



«Ich musste einfach überleben – für meine kleine Schwester»

Hannah Pick-Goslar traf im Konzentrationslager Bergen-Belsen ihre Jugendfreundin Anne Frank ein letztes Mal. In der dunkelsten Zeit der Nazi Herrschaft erlebte sie – neben Verfolgung und Unbarmherzigkeit – auch Zivilcourage und Menschlichkeit. Besuch bei einer lebensfrohen Frau, die ihre Hoffnung nie aufgab.

Von Daniel Ammann (Text) und Michal Chelbin (Fotos)

Am 20. Juni 1943, einem Sonntag, geschieht das, wovor sich Hannah so sehr gefürchtet hat. Fast jede Nacht ist das 14-jährige Mädchen in den letzten Monaten zur Türe gegangen, um sicherzugehen, dass sie auch wirklich verschlossen war. Als ob das ihre Familie beschützen könnte.

Es ist noch früh am Morgen, als Fäuste an die Tür ihres Hauses in Amsterdam hämmern. «Sind Juden hier?», schreit ein Mann auf Deutsch und klingelt unaufhörlich. Hannah weiss sofort, was das bedeutet. Schon seit einiger Zeit führen deutsche Soldaten, unterstützt von holländischen Kollaborateuren, regelmässig Razzien durch, holen Juden aus ihren Häusern und verschleppen sie. Eltern werden mitunter sogar daran gehindert, sich von ihren Kindern zu verabschieden.

«Sind Juden hier?», schreit der Mann vor der Tür, ein SS-Offizier, wieder und wieder. «Ja», antwortet Hannahs Vater schliesslich in perfektem Deutsch, «hier leben Juden.»

Hans Goslar, der in Berlin aufwuchs, ist ein Deutscher durch und durch. Im Ersten Weltkrieg leistete er in Osteuropa Kriegsdienst und war Träger des Eisernen Kreuzes. Während der Weimarer Republik wurde der Journalist und Ökonom erst Pressechef des Preussischen Staatsministeriums und danach Ministerialrat. Sein Lieblingskomponist ist Ludwig van Beethoven. Nachdem aber die Nationalsozialisten an die Macht gewählt wurden, wusste Goslar, dass sein geliebtes Deutschland gestorben war. So entschied er sich 1933, mit seiner Frau und seiner damals 4-jährigen Tochter Hannah zu emigrieren.

«Leider schlugen meine Eltern die falsche Richtung ein», erzählt Hannah Pick-Goslar mit einem bedauernden Kopfschütteln. «Statt in die Niederlande hätten sie damals auch >



Hannah Pick-Goslar, 88,
vor ihrem Haus in Jerusalem.

die Möglichkeit gehabt, in die Vereinigten Staaten oder nach Palästina zu ziehen.»

Dann unterbricht sie ihre Erzählung und sagt etwas ungehalten: «Aber Sie essen ja gar nichts. Nehmen Sie doch ein Plätzchen. Sie sind gut.» Wir sitzen bei Tee und selbstgemachtem Gebäck in ihrem Wohnzimmer in einem modernen Quartier von Jerusalem. 88 Jahre alt ist Hannah Pick-Goslar und hat die Eloquenz einer viel jüngeren Frau. Sie trägt eine lila Bluse und bedeckt, als religiöse Jüdin, ihr Haar mit einem schwarzen Hut. Nicht ein Mal verliert sie den roten Faden im Gespräch. Auf dem Tisch liegt ein iPad, auf dem sie ihre E-Mails schreibt. Mit wachen Augen und auch mit charmantem Schalk erzählt sie ihre Geschichte. Die Geschichte, wie sie dem Völkermord an den europäischen Juden entkam.

Schnell werden sie engste Freundinnen

«*Hanneli Goslar (...) ist meist sehr schüchtern und zu Hause sehr frech. Aber sie hat eine offene Meinung, und vor allem in der letzten Zeit schätze ich sie sehr*», schrieb Anne Frank am 15. Juni 1942 in ihr Tagebuch. Es ist die Geschichte, wie sich die Familie Frank im letzten Moment in einem Amsterdamer Hinterhaus vor den Nazis verstecken kann, bevor sie verraten, verhaftet und im September 1944 ins Konzentrationslager Auschwitz gebracht wird. Es gehört zu den meistgelesenen Büchern der Welt und gab der Judenvernichtung ein Gesicht und eine Stimme.

Hannah und Anne lernen sich an ihrem ersten Tag im Kindergarten kennen. Schnell werden sie engste Freundinnen,

spielen leidenschaftlich gerne Pingpong oder werfen Wasser aus dem Fenster auf Passanten. Später besuchen sie zusammen die Montessori-Schule.

«Anne war ein vorwitziges, gescheites Mädchen. Meine Mutter sagte immer: Gott weiss alles. Aber Anne weiss alles besser.» Hannah Pick-Goslar lacht schelmisch, als sie diese Anekdote erzählt. Sie wird in unserem Gespräch noch auffallend oft lachen. «Gott sei Dank, kann ich lachen», sagt sie. «Es gibt genug Leute, die ständig jammern.»

«Juden und Hunde unerwünscht»

Zusammen erleben Hannah und Anne, wie Nazi-Deutschland im Mai 1940 Holland überfällt und besetzt – und damit beginnt, wie überall in Europa, die Juden zu entrechten, zu enteignen und zu ermorden. «Die Nazis nahmen uns zuerst unsere Velos und Radios weg und wir durften weder Tram noch Bus benutzen», erzählt Hannah Pick-Goslar. Juden dürfen nur noch zwischen 15 Uhr und 17 Uhr Lebensmittel besorgen, und das nur in jüdischen



1

1 — Der Vater von Hannah, Hans Goslar, kämpfte im Ersten Weltkrieg für Deutschland. Goslar war Nationalökonom und Wirtschaftspublizist sowie Pressechef und Ministerialrat im Preussischen Staatsministerium in Berlin. Dieses Porträt datiert von 1930, als er 41 Jahre alt war.

2 — Hannah, 12, rechts und Anne (Frank), 11, draussen beim Spielen in Amsterdam, 1940.

3 — Hannah, 13, mit ihrer kleinen Schwester Gabi in der Wohnung der Familie Goslar in Amsterdam, 1941.



2



3

Geschäften. «Aber es war ja Krieg und zu dieser Tageszeit gab es schon fast nichts mehr zu kaufen.» In den Parks hängen Schilder: «Juden und Hunde unerwünscht.»

20 Minuten bleiben Hannah und ihrer Familie an jenem Sonntagmorgen, als die deutschen Soldaten sie mitnehmen. Sie hat solche Angst, dass ihr schlecht wird. Ihr Vater stützt sie, und zusammen mit ihren Grosseltern und ihrer kleinen Schwester Gabi, die noch keine drei Jahre alt ist, warten sie vor dem Haus. Hannahs Mutter war ein paar Monate zuvor bei der Geburt eines dritten Kindes gestorben, auch das Baby hatte nicht überlebt.

den deutschen Soldaten an. «Du als holländische Christin schämst dich nicht, Juden zu helfen?», droht dieser. «Ich bin eine deutsche Christin», schreit Maya ihn an, «und ich schäme mich sicher nicht.»

«Sie war eine sehr mutige Frau, die Gabi retten wollte. Man wurde von den Nazis für weniger erschossen, wissen Sie», sagt Hannah Pick-Goslar. Leider aber, sagt sie nach einer längeren Pause, leider hätten damals viel zu wenige Leute Zivilcourage gezeigt und sich gegen die Nazis gestellt.

Die Familie Goslar wird mit Lastwagen in ein Durchgangslager gefahren. Offiziell heisst es, sie würden später zu einem

«Gott sei Dank, kann ich lachen. Es gibt genug Leute, die ständig jammern.»

Wegen der Schwangerschaft hatte sich die Familie Goslar nicht versteckt, solange sie noch Zeit dafür gehabt hätte.

Man ahnte nicht, was drohte

Gerade als sie von Soldaten zu einem Lastwagen geführt werden sollen, kommt ihre Nachbarin Maya aus dem Haus gerannt. Sie wohnt seit einiger Zeit im gleichen Haus wie die Goslars und hat sich mit ihnen angefreundet. Obwohl es streng verboten war, dass Juden Christen besuchten, liess Maya, eine Christin, Hannah und Gabi in ihrem Sandkasten spielen. Vater Hans Goslar passte derweil am Fenster auf, dass sie nicht entdeckt wurden. «Bitte, lassen Sie wenigstens das kleine Mädchen bei mir», fleht Maya

«Arbeitseinsatz» in den Osten Europas gebracht. Und auch wenn bereits Gerüchte kursieren, dass dort viele Leute sterben, ahnt kaum einer, was wirklich droht. «Wer hätte sich auch vorstellen können», sagt Hannah Pick-Goslar, «dass Deutschland, das Ludwig van Beethoven und Johann Sebastian Bach hervorbrachte, Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller, daran war, ein ganzes Volk zu töten.»

Im Konzentrationslager Bergen-Belsen zum Beispiel, mitten in Deutschland, keine 50 Kilometer von Hannover entfernt, wo der Philosoph und Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz gewirkt hatte, einer der bedeutendsten Vordenker der Aufklärung. Hierhin wird Hannah mit ihrer Familie deportiert. >



4

4 — Im Konzentrationslager Bergen-Belsen, in das Hannah Pick-Goslar mit ihrer Familie deportiert wird. Im Bild der Waschplatz für weibliche Häftlinge, 1945, aufgenommen bei der Befreiung durch britische Truppen am 15. April.

5 — Nach dem Krieg: Das Ehepaar Pick-Goslar feiert Pessach bei Freunden. Hannah Pick-Goslar, 31, ist die Dritte von links, ihr Ehemann, Dr. Walter Pinchas Pick, ist ganz rechts im Bild. Die Aufnahme entstand 1959 in Jerusalem.



5

Sie haben Glück im Unglück. Sie werden in einem speziellen Lagerteil festgehalten. Der Grund: Hannahs Onkel, der 1938 in die Schweiz geflohen war, hatte ihnen Pässe für Paraguay organisieren können. Und Hans Goslar hatte dank seiner hohen Stellung früher in Preussen dafür sorgen können, dass ihre Namen auf einer Liste für die Auswanderung nach Palästina standen. Das macht sie für die Nazis als Geiseln interessant, um sie gegen deutsche Kriegsgefangene einzutauschen.

Die Lebensbedingungen sind eine Spur weniger katastrophal als in anderen Teilen des KZ. «Nicht, dass es mir nicht gereicht hätte», sagt Hannah Pick-Goslar. «Jeden Tag starben Leute an Hunger oder an Typhus, aber in Auschwitz wären wir schnurstracks in die Gaskammern gesteckt worden. Hier hatten wir wenigstens eine Chance.»

Überall hat es Flöhe und Läuse, die Krankheiten übertragen: in den Strohpritschen, in den Kleidern, in den Haaren. In der Nacht rennen Ratten in der Baracke herum. Das viel zu knappe Essen besteht aus wässriger Kohlsuppe. Es gibt nur kaltes Wasser. «Wir benutzten darum die warme, braune Brühe, die Kaffee sein sollte, um unsere Haare zu waschen.»

Fast schon gespenstisch wirkt, was Anne Frank etwa zur gleichen Zeit in ihrem Amsterdamer Versteck in ihr Tagebuch notiert. Anne hatte in der Nacht von ihrer Freundin Hannah geträumt:

«Ich sah sie vor mir, in Lumpen gekleidet, mit einem eingefallenen und abgemagerten Gesicht. (...) Sie wollte auch das Gute. Warum wurde ich dann auserwählt, um zu leben, und sie musste womöglich sterben? (...) Hanneli, Hanneli, könnte ich dich bloss wegholen von dem Ort, an dem du jetzt bist.»

Menschlichkeit im KZ

Hannah und ihre kleine Schwester Gabi leben vom Vater getrennt in einer Baracke. Nach ein paar Tagen erkrankt Hannah an Gelbsucht, sie zittert vor Fieber und ist so schwach, dass sie nicht einmal mehr den Essnapf aufheben kann. Sie weiss aber: Wenn sie ins Lazarett geht, kann sie nicht mehr für die dreijährige Gabi sorgen. Ihre Schwester würde das nicht überleben.

Dann geschieht, was Hannah Pick-Goslar «ein Wunder» nennt: «Du musst auf die Krankenstation, sonst stirbst du», sagt eine grossgewachsene Frau, die sich ihr als Frau Abrahams vorstellt. «Hab keine Angst, ich kümmere mich um deine Schwester.» Die Frau lebt mit fünf Töchtern in einer anderen Baracke und hat schon Mühe genug, die eigene Familie durchzubringen. Ein sieb-



«Ohne Hoffnung kann man nicht überleben», sagt Hannah Pick-Goslar in ihrem Wohnzimmer.

tes Maul stopfen zu müssen, erhöht für alle das Risiko, zu verhungern. Einen Monat lang – so lange muss Hannah auf der Krankenstation bleiben, bis sie wieder gesund ist – sorgt sich die Familie Abrahams um Gabi.

Ausgerechnet im Konzentrationslager, in einer der dunkelsten Zeiten der Weltgeschichte, erlebt Hannah neben all der Brutalität und Unbarmherzigkeit auch grosse Hilfsbereitschaft und tiefe Menschlichkeit. «Nicht wahr, man kann sich fast nicht vorstellen, dass es im Lager auch das Gute gab», sagt sie, «aber so war das. Es gab immer Menschen, die mir halfen. Gott sei Dank.» Eine ihr fremde Griechin, zum Beispiel, die auch in ihrer Baracke lebt. Weil Gabi ständig an Hunger leidet und es ihr schlechter und schlechter geht, gibt die Frau ihr regelmässig zwei Gläser von ihrer Milch ab. Zwei Gläser Milch können damals über Leben oder Tod einer Dreijährigen entscheiden. «Nur mit Wasser wäre Gabi gestorben», sagt Hannah Pick-Goslar.

Im November 1944, Deutschland ist längst daran, den Krieg zu verlieren, werden Zehntausende von Juden von Auschwitz nach Bergen-Belsen verlegt: Die Nazis evakuieren die Vernichtungslager im Osten vor der heranrückenden Roten Armee, um Beweise für ihre Verbrechen zu verwischen. «Hätten sich die Nazis nicht noch im letzten Moment so um uns gekümmert», sagt Hannah Pick-Goslar mit einer gehörigen Portion Sarkasmus, «sie hätten, Gott behüte, noch den Krieg gewonnen.»

Unter den Neuankömmlingen ist auch Anne Frank, die in einem streng abgeschirmten Lagerteil untergebracht wird. Durch Zufall hört Hannah davon und kann es erst gar nicht glauben. Sie dachte, Anne sei es gelungen, in die Schweiz zu flüchten. So hatten es 1942 deren Amsterdamer Nachbarn erzählt, um die Familie Frank zu schützen, als diese in ihrem Versteck untertauchte. Die beiden Mädchen schaffen es, heimlich Nachrichten auszutauschen. Dann treffen sie sich, obwohl das unter Todesstrafe verboten ist, in einer Nacht im Februar 1945 beim Stacheldrahtzaun, der die Lagerteile trennt. Der Zaun ist mit Stroh gefüllt, sodass die Freundinnen zwar miteinander reden, sich aber nicht sehen können.

«Anne war nicht mehr das vorwitzige Mädchen aus Amsterdam, als ich das letzte Mal mit ihr sprach», erzählt Hannah Pick-Goslar: «Sie war gebrochen.» Anne erzählt mit schwacher

Gabi überlebt hat», ist sie im Rückblick überzeugt: «Ich konnte mich doch nicht einfach hinlegen und sagen: So nu, jetzt ist halt Schluss. Was wäre dann aus Gabi geworden?» Die Frage, wie sie im Lager mit der allgegenwärtigen Todesangst umgegangen sei, ist ihr so unangenehm wie die Frage, wie sie nach dem Krieg mit dem Erlebten fertig wurde. Sie rede nicht gerne über Gefühle, meint sie und sagt dann: «Ich hoffte im Lager die ganze Zeit, dass es irgendwann aufhört. Ohne Hoffnung kann man nicht überleben. Sonst nimmt man doch gleich einen Strick.»

Die glücklichste Zeit des Lebens

Und nach dem Krieg? «Wenn man jung ist, ist alles leichter. Ich machte einfach weiter, heiratete, bekam Kinder und lebte im neuen, freien Palästina. Für ältere Leute muss es schwieriger gewesen sein. Es verfolgte sie.» Zusammen mit ihrer Schwester Gabi lebte sie nach dem Krieg eine Zeit lang bei ihrem Onkel in der Schweiz. Dann wanderten beide nach Palästina aus, ins heutige Israel. Gerne hätte Hannah Geschichte studiert, doch weil sie keine Matura hatte, wurde sie Säuglingsschwester.

Mit ihren 88 Jahren lebt Hannah Pick-Goslar heute noch in ihrer eigenen Wohnung in Jerusalem und besorgt den Haushalt selbst, unterstützt von ihren Grosskindern, die täglich vorbeischaу-

«Ich konnte mich doch nicht einfach hinlegen und sagen: So nu, jetzt ist halt Schluss.»

Stimme von den Gaskammern in Auschwitz, von ihren toten Eltern und der todkranken Schwester. Ihr sei so kalt und sie habe Hunger, klagt sie. Hannah macht von dem wenigen, das sie selbst hat, ein kleines Päckchen und wirft es über den Stacheldrahtzaun. Sie spürt, dass Anne die Hoffnung verloren und keinen Lebenswillen mehr hat. «Wir weinten zusammen», erzählt Hannah Pick-Goslar und macht eine lange Pause. «Hätte Anne doch bloss gewusst, dass ihr Vater noch am Leben war», sagt sie mit stockender Stimme. «Ich glaube, dann hätte sie die Kraft gehabt, um zu überleben.» Wenig später, der genaue Tag ist nicht bekannt, stirbt Anne Frank an Typhus. Hätte sie nur noch ein paar Wochen ausgehalten, wäre sie gerettet worden: Am 15. April 1945 befreiten die Briten das Konzentrationslager.

Zu schwach, um am Leben zu bleiben

«Man muss auch Glück haben», sagt Hannah Pick-Goslar in ihrem Wohnzimmer in Jerusalem. Abgemagert auf 45 Kilogramm und an Typhus erkrankt, überlebte die 16-jährige Hannah zusammen mit Gabi das KZ Bergen-Belsen. Kein Glück hatte ihr Vater, der am 25. Februar 1945 entkräftet starb. Frau Abrahams erlebte zwar noch die Kapitulation Deutschlands, war aber schon zu schwach, um am Leben bleiben. Unzähligen Unglücklichen aus Bergen-Belsen erging es wie ihr: Von 60 000 Menschen, die dieses Konzentrationslager überlebten, starben 15 000 an Unterernährung, Schwäche und Krankheiten – obwohl sie schon befreit waren.

«So war das damals, was soll ich sagen?», sagt Hannah Pick-Goslar, wie so oft in unserem Gespräch, wenn sie Emotionen verbergen will, und schenkt Tee nach. «Ich habe überlebt, weil

en. Sie erlebe «hier und heute, mit meinen Kindern und Enkeln» die glücklichste Zeit ihres Lebens. Zwei Söhne und eine Tochter zog sie gross. Elf Enkelinnen und Enkel hat sie, 17 Urenkel – «und drei weitere sind unterwegs». «Meine grosse Familie», sagt Hannah Pick-Goslar und lacht, «ist meine persönliche Rache an Hitler.» □

Literatur:

Anne Frank. *Tagebuch.* Fischer Taschenbuch.

Alison L. Gold. *Memories of Anne Frank*

Reflections of a childhood friend. Polaris Paperback.

«Scheitern ist ein interessanter und natürlicher Teil des Lernens»

Die Stanford-Forscherin Carol Dweck über die Einstellung zum Scheitern, den optimistischen Umgang mit Rückschlägen und das Problem dauergelobter Kinder.

Von Helene Laube (Interview) und Takeuma (Illustration)

Frau Dweck, Sie untersuchen, wie Menschen mit Misserfolgen umgehen. «Scheitern früh, oft und schnell» ist ein gängiges Motto im Silicon Valley. In Ländern wie der Schweiz sind Pleiten – noch – nicht salonfähig.

Ja, ein Misserfolg gilt vielerorts immer noch als Stigma. Bei meinen Vorträgen in Europa vor Leuten aus der Geschäftswelt höre ich oft: «Wir kriegen keine zweite Chance, wenn wir scheitern.» Und ich sage stets, dass sich das ändern muss.

Weshalb?

Die Welt verändert sich rasant. Ganze Branchen und Berufe sterben aus, also müssen wir mit neuen Arten des Wirtschaftens experimentieren. Doch Scheitern an sich reicht natürlich nicht: Wir müssen jene Leute belohnen, die Risiken eingehen und aus ihren Pleiten lernen. Ist jemand danach besser positioniert und in der Lage, echte Beiträge zu leisten, dann sollten wir das honorieren.

Gibt es also gute und schlechte Pleiten?

Richtig. Scheitern ist nicht grundsätzlich toll, auch wenn man das hier oft hört.



Carol Dweck, 1946 in New York geboren, ist seit 2004 Professorin für Psychologie an der Stanford University im Silicon Valley. Davor lehrte sie an der Columbia University und in Harvard. Sie ist eine der führenden Expertinnen in der Motivationsforschung.

Ich sage auch nicht, dass Scheitern per se belohnt werden soll. Es soll natürlich nicht honoriert werden, wenn jemand töricht Risiken eingeht oder nichts aus einer Bruchlandung lernt. Entscheidend ist vielmehr, wie man damit umgeht, was man daraus lernt und das Wissen, dass Scheitern ein interessanter und natürlicher Teil des Lernens ist.

Sie haben aus Ihrer Forschungsarbeit heraus zwei mentale Haltungen formuliert, die Sie das «statische» und das «dynamische Selbstbild» nennen.

Das statische bezieht sich auf die Überzeugung, dass Fähigkeiten und Intelligenz mit der Geburt festgelegt und nicht lernbar sind. Das dynamische Selbstbild geht davon aus, dass sie durch Einsatz und Ausdauer lernbar sind.

Sind die beiden Selbstbilder gleichzusetzen mit Pessimismus und Optimismus?

Nein. Sie können etwa eine optimistische Person mit einem statischen Selbstbild sein. Wenn wir bei unseren Untersuchungen Optimismus messen, finden wir nicht unbedingt Unterschiede beim Selbstbild. Unterschiedlich ist, wie die Menschen auf Rückschläge reagieren. Personen mit einem statischen Selbstbild können eine Aufgabe optimistisch angehen, sobald aber ein Rückschlag eintritt, werden sie pessimistisch. Bei einem dynamischen Selbstbild ist es einfacher, optimistisch zu bleiben.

Hat man entsprechend entweder das eine oder das andere Selbstbild?

Nein. Sie können zu Mathematik eine statische Haltung haben und denken, dass Sie ihre künstlerischen Fähigkeiten ausbauen können – oder umgekehrt.

«Es wäre wunderbar, wenn Eltern bei ihren Kindern die Liebe zu Herausforderungen und Durchhaltevermögen fördern würden.»



Die menschliche Psyche ist also flexibel?

Sie ist viel dynamischer, als wir anfänglich glaubten. Unterschiedliche Situationen lösen unterschiedliche Selbstbilder aus. Jemand kann beispielsweise glauben, dass Fähigkeiten und Talente lernbar sind, aber sobald er kritisiert wird oder scheitert, nimmt er eine eher statische Haltung an. Dann läuft im Kopf plötzlich der Film «Vielleicht bin ich nicht gut genug, vielleicht habe ich das Talent doch nicht» ab. Die Leute müssen lernen, ihre Trigger zu erkennen und wie sie zum dynamischen Selbstbild zurückkommen können.

Wie macht man das?

Indem man dagegenhält. Es mag banal klingen, aber Sie können beispielsweise der Person mit der statischen Haltung in Ihrem Kopf einen Namen geben und mit ihr reden. Etwa so: «Danke, ich verstehe. Es ist wirklich verstörend, kritisiert zu werden oder eine Sache zu verbocken, aber ich will vorankommen und diese Herausforderung annehmen.»

Wie bringt man Kindern ein dynamisches Selbstbild bei?

Es wäre wunderbar, wenn Eltern bei ihren Kindern die Liebe zu Herausforderungen und Durchhaltevermögen fördern würden. Sie sollten Kinder ermutigen, von Rückschlägen zu lernen und Probleme mit anderen Lösungsansätzen anzugehen, wenn etwas nicht funktioniert. Anstatt Dinge wie das Auswendiglernen von Fakten und Formeln zu belohnen, sollten Lehrer ihren Schülern helfen, schwierige Probleme mit unterschiedlichen Strategien anzugehen und mit den Resultaten umgehen zu können. Es sollte mehr Anerkennung für Fortschritte und Lernen geben – und für die Sichtweise, dass wir nicht wissen, wozu wir fähig sind.

Was halten Sie von der verbreiteten Praxis der vergangenen Jahre, mit viel Lob das Selbstwertgefühl von Kindern zu fördern?

Meine Arbeit wird bisweilen fehlinterpretiert. Viele Leute meinen, allein schon eine Anstrengung solle gelobt werden. Wir erwarten von den dauergelobten Kindern dann, dass sie zu motivierten, ehrgeizigen und belastbaren Erwachsenen werden. Die Logik lautete: Die Belohnungen und Lobeserhebungen fördern das Selbstwert-

gefühl und dieses Selbstwertgefühl katapultiert die Kinder durchs Leben. Wir wissen, dass das Beschönigen von Misserfolgen nicht zu mehr Selbstwertgefühl oder einem dynamischen Selbstbild führt. Eltern, die dauernd Fehler schönfärben und besorgt sind, dass Fehlschläge ihren Kindern schaden, tragen zur Bildung eines statischen Selbstbilds bei.

Weshalb?

Durch das Totschweigen des Scheiterns oder durch Trostworte wie «Du kannst nicht in allem gut sein» wird dem Kind vermittelt, dass seine Fähigkeiten beschränkt sind, es etwas nicht kann und es auch nicht erlernen kann. Kinder sollten dafür gelobt werden, dass sie etwas lernen, neue Strategien ausprobieren oder dranbleiben. Sie sollen erkennen, dass gewisse Ansätze zu Fortschritten führen. Einfach nur zu sagen: «Toll, hast du's probiert», ohne dass sie sich angestrengt oder Fortschritte erzielt haben, kann kontraproduktiv sein.

Sie forschen und unterrichten seit 2004 im Silicon Valley. Haben die Menschen hier wirklich eine andere Einstellung als andernorts?

Mir fiel schnell auf, wie dynamisch die Region ist und wie wissensdurstig jeder hier ist. Ich war beeindruckt, dass so viele Leute aus den unterschiedlichsten Bereichen und Fakultäten an mich herantraten und von mir lernen wollten.

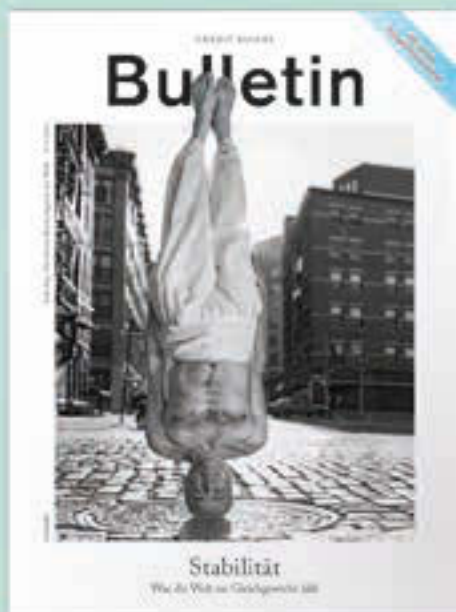
Auf manche Europäer wirkt das Streben nach einer positiven Lebenshaltung zuweilen befremdlich, vielleicht sogar oberflächlich. Können Sie das nachvollziehen?

Es gibt sicher seichte Versionen dieser Wesensart. Aber Tatsache ist: Im Silicon Valley wird viel Neues hervorgebracht, die Innovationskraft hier ist enorm. Sie wird auch durch den Wissensdurst der Leute, ihre Lernbereitschaft und den Willen zur gegenseitigen Befruchtung begünstigt. □

Helene Laube ist freie Journalistin in San Francisco. Sie war Gründungsmitglied der «Financial Times Deutschland» und deren langjährige Silicon-Valley-Korrespondentin.



Abonnieren Sie das Bulletin ...



... oder bestellen Sie weitere Publikationen
der Credit Suisse kostenlos unter
www.credit-suisse.com/shop (Publikationenshop).

Elektronische Newsletter zu aktuellen Themen aus
Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Sport sind unter
www.credit-suisse.com/newsletter/de abonnierbar.





Reaktionen

Bulletin «Privatsphäre», 2/2017

Hervorragend

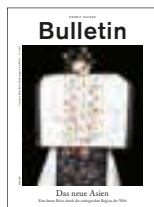
Danke für das hervorragend gemachte Bulletin – ich versäume keine Nummer. *Jürgen Dunsch, Wädenswil, ehemaliger Schweiz-Korrespondent der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung»*

Klug, gescheit

Interview mit Hanspeter Thür: Kluge Fragen, gescheite Antworten. *Gieri Battaglia, Rorschach*

Kostenlos und werbefrei

Es gibt nur zwei Magazine, die ich regelmässig lese, bei denen ich alle Artikel von vorn bis hinten studiere. Das eine davon ist das Bulletin der CS. Es ist immer sehr interessant, gut und übersichtlich gestaltet, einfach klasse. Und das alles erst noch kostenlos und praktisch werbefrei. *Beat Schneckenburger, Thayngen*



Reaktionen

Bulletin «Das neue Asien», 1/2017

11-Stunden-Flug verkürzt

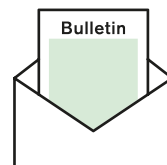
Kürzlich flog ich nach Japan. Die Vielfalt der Themen, die Bilderwelt, das Layout und die superben Texte des Bulletin bereiteten mir viel Freude auf dem 11-Stunden-Flug zwischen Zürich und Tokio-Narita. Ich habe das Magazin allen meinen Bekannten empfohlen, die in Asien leben oder dort Geschäfte tätigen. Ich hoffe, es wird auch in Zukunft Bulletin-Ausgaben geben, die einer Region unserer multipolaren Welt gewidmet sind. Das sind fantastische und bereichernde Ausgaben!

James Blake Wiener, Ancient History Encyclopedia, Sarasota, USA

Hilft bei der Arbeit

Danke für das Asien-Heft. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich generell für das Zusenden dieser Publikation bedanken. Ich lese das Bulletin immer mit grossem Interesse und in nicht wenigen Fällen hilft es mir bei meiner Arbeit. Beispielsweise taucht das Bulletin in der Literaturliste einer meiner letzten Forschungsarbeiten auf, die die demografische Explosion in Schwarzafrika und die Migrationsströme Richtung Europa untersucht. *Giovanni Galizzi, Università Cattolica del Sacro Cuore, Piacenza, Italien*

Service



Credit Suisse
Bulletin
kostenlos
abonnieren!

→ Schreiben Sie ein Mail mit Ihrer Adresse an: abo.bulletin@credit-suisse.com

Wir freuen uns über jeden Leserbrief. Die Redaktion behält sich vor, eine Auswahl zu treffen und Zuschriften zu redigieren. Schreiben Sie uns:

E-Mail: bulletin@abk.ch
Adresse: Credit Suisse AG, Redaktion Bulletin, HTG, 8070 Zürich

Folgen Sie uns!

- www.twitter.com/creditsuisse
- www.facebook.com/creditsuisse
- www.youtube.com/creditsuisse
- www.flickr.com/creditsuisse

Archiv

Alle bisherigen Ausgaben des Bulletin stehen in digitaler Form zur Verfügung: www.credit-suisse.com/bulletin

CREDIT SUISSE

Impressum: Herausgeberin: Credit Suisse AG, Projektverantwortung: Christoph G. Meier, Mandana Razavi
Mitarbeit: Jessica Cunti, Katrin Schaad, Yanik Schubiger, Simon Stauffer, Inhaltskonzept, Redaktion: Ammann, Brunner & Krobath AG (www.abk.ch), Gestaltungskonzept, Layout, Realisation: Crafft Kommunikation AG (www.crafft.ch),
Fotoredaktion: Studio Andreas Wellnitz, Berlin, Druckvorstufe: n c ag (www.ncag.ch),
Übersetzung: Credit Suisse Language & Translation Services, Druckerei: Stämpfli AG, Auflage: 110 000

Redaktionskommission: Oliver Adler, Felix Baumgartner, Béatrice Fischer, André Helfenstein, Anja Hochberg, Thomas Hürlimann, Carsten Luther, Manuel Rybach, Frank T. Schubert, Robert Wagner, Michael Willimann, Gabriele Zanzi



Wie voll ist Ihr Glas?



1 Welches ist das optimistischste Land gemäss letzjähriger Umfrage des britischen Marktforschungsinstituts YouGov?

- a — Dänemark
- b — China
- c — Thailand

2 Und welches das pessimistischste?

- a — Finnland
- b — Saudi-Arabien
- c — Frankreich

3 Wer blickt optimistischer in die Zukunft laut Hoffungsbarometer 2016 der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung, Frauen oder Männer?

- a — Frauen
- b — Männer

4 Eine Untersuchung der Streaming-Plattform Spotify zeigt, dass es mehr Songs in Moll als in Dur gibt. Richtig?

- a — Nein, mehr Songs sind in Dur.
- b — Ja, es gibt mehr Songs in Moll.

5 Gemäss Sorgenbarometer der Credit Suisse 2016 stufen wie viele Schweizerinnen und Schweizer ihre wirtschaftliche Lage als gut oder sehr gut ein?

- a — 55%
- b — 68%
- c — 75%

6 Welches ist das am meisten benutzte Emoji auf Facebook?

- a — 😊
- b — 😄
- c — 😁

7 Nochmals Sorgenbarometer: Meinen die Schweizerinnen und Schweizer, es werde ihnen in Zukunft besser oder schlechter gehen?

- a — 92% sagen gleich gut oder besser
- b — 62% sagen gleich gut oder schlechter
- c — 32% sagen gleich gut oder besser

8 Laut Dictionary.com machte welcher Philosoph den Begriff «Optimismus» populär?

- a — Aristoteles (384–322 v. Chr.)
- b — Thomas Hobbes (1588–1679)
- c — Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)

9 Gemäss der gleichen Quelle: Was wurde zuerst «erfunden», der Optimismus oder der Pessimismus?

- a — Optimismus
- b — Pessimismus

10 Wer lebt länger, Optimisten oder Pessimisten? Das untersuchte eine Studie des University College London aus dem Jahr 2015.

- a — Optimisten
- b — Pessimisten

Lösungen: 1b, 2c, 3a, 4a, 5b, 6c, 7a, 8c, 9a, 10a



NEW ROYAL SILK
SERVICE

A STAR ALLIANCE MEMBER 



ALL DAY DINE

Rice Vermicelli Noodles Soup with Pork Balls
Fried Rice Noodles "Pad Thai" with Prawns
Quiche Lorraine Served with Mixed Salad

Breakfast

Seasonal Fresh Fruits, Yoghurt
and

Scrambled Egg

Grilled Bacon, Sauteed Potatoes with
Buttered Zucchini with Hazelnuts, Cr
Assorted Breads, Butter, Jam

or

Cold Cut Platter

Bierschinken, Butcher Ham, Sal
Assorted Breads, Butter, Jam

ental Breakfast

C with Red S
Thai Omelet

GANZ NACH IHREM WUNSCH

Service sollte sich nach Ihnen richten, nicht nach anderen. Der neue Royal Silk Service von THAI bietet Ihnen mit All-Day-Dine rund um die Uhr thailändische und westliche Küche begleitet von edlen Weinen, Cocktails und Erfrischungsgetränken. Essen und trinken Sie, wann Sie möchten oder geniessen Sie einen herzhaften Snack irgendwo zwischendurch. Bei THAI haben Sie die Wahl! Erleben Sie den neuen Royal Silk Service auf unseren täglichen Nonstop-Flügen.

Z. B. Zürich-Bangkok in der Business Class ab CHF 2820.-*,
Zürich-Bangkok in der Economy Class ab CHF 552.-*.

Information und Reservation: +41 (0)44 215 65 00

 **THAI**
Smooth as silk

www.thaiair.ch

*Tarife unterliegen Sonderkonditionen. Platzzahl beschränkt. Nur unter www.thaiair.ch buchbar.

RESORT COLLINA D'ORO

HOTEL und RESIDENCE MIT HOTELSERVICE



Nur wenige Minuten vom Zentrum von Lugano entfernt und umgeben von einer aussergewöhnlichen Landschaft mit einem atemberaubenden Blick über die Alpen und den See, bietet das Resort Collina d'Oro ein exklusives Luxushotel mit 16 Doppelzimmern und 30 Suiten, ein Spa & Fitnesszentrum mit Innen- und Aussenpool, ein Gourmet-Restaurant und zwei moderne Tagungsräume. Das Resort verfügt zudem über verschiedene elegant möblierte Appartements mit Hotelservice, die für kurze oder lange Aufenthalte ab einem Monat gemietet werden können.

WWW.RESORTCOLLINADORO.COM

VIA RONCONE 22, 6927 AGRA, LUGANO
INFO@RESORTCOLLINADORO.COM
Tel. +41 (0)91 641 11 11

